

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **56 (1976-1977)**

Heft 8

PDF erstellt am: **23.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Buch

JEAN ZIEGLERS SCHWEIZ

Seit langem hat in der Schweiz und im Ausland kein Buch über die Schweiz ein solches Aufsehen erregt wie Jean Ziegler's «Une Suisse au-dessus de tout soupçon¹». Die Reaktionen reichen von moralischer Entrüstung über die Schweiz bis zu moralischer Entrüstung über den Autor. Dazwischen: gläubiger Konsum der neuen Wahrheiten und Enthüllungen, Schadenfreude, indigniertes Nase-rümpfen usw.

Worum geht es in diesem Buch?

Hauptthesen

Bringt man etwas Ordnung in das nicht übermässig systematisch geschriebene Werk, so kommt man auf vier Hauptthesen, die Ziegler dem Leser nahebringen möchte:

1. Es gibt in der Schweiz eine äusserst reiche und mächtige Oligarchie des «sekundären Imperialismus», die die führenden Leute der Grossindustrie und der Hochfinanz umfasst. Ihre Kurzbezeichnung: «les seigneurs de la banque». Die Schweiz ist der Standort, das schweizerische Staatswesen eines der Instrumente für die Durchführung der finsternen Pläne dieser Oligarchie, deren Ziel es ist, immer reicher und mächtiger zu werden.
2. Es folgt, dass die schweizerische Demokratie eine Scheindemokratie ist. Sie wird von der Oligarchie zu ihrem Nutzen manipuliert; und der demokratische Schein wird in dem Augenblick aufgehoben, in dem die Interessen der Oligarchie verletzt werden.
3. Es folgt weiter, dass die schweizerische Neutralität eine Scheinneutralität ist. Sie und überhaupt die schweizerische Aussenpolitik dienen der Oligarchie ausschliesslich zur Förderung und Sicherung ihrer Profitmaximierung aus dem Aussenwirtschaftsverkehr.
4. Es folgt schliesslich, dass die Beziehungen der Schweiz zur Dritten Welt ausschliesslich der Ausbeutung und Unterdrückung der armen Völker und der Profitmaximierung der jeweiligen einheimischen und schweizerischen Oligarchien dienen. Dieser letzte Punkt liegt Ziegler besonders am Herzen und nimmt in dem Werk den bei weitem grössten Raum ein.

Im folgenden wird vorerst im Detail gezeigt, wie Ziegler seine Thesen zu begründen sucht. Dabei wird die Detailkritik sogleich mitbehandelt. Am Schluss wird dann eine Gesamtwürdigung des Buches stehen, die auch eine Antwort auf die Frage geben soll, was von den oben genannten Ziegler'schen Hauptthesen zu halten ist.

Thematischer Rahmen und wissenschaftlicher Stellenwert

In der Einleitung wird der thematische Rahmen des Buchs abgesteckt. Ziegler sieht die Welt zweigeteilt:

Es gibt auf der einen Seite die ungeheuer reiche *kapitalistische und imperialistische Welt*. Sie befindet sich in der Phase des sekundären Imperialismus. Das bedeutet, dass nicht mehr der im-

perialistische Staat eine über seine eigenen Grenzen hinausgreifende Politik der Unterwerfung, Beherrschung und Ausbeutung anderer Länder betreibt. Dieses Geschäft ist vielmehr von den multinationalen Gesellschaften übernommen worden, die sich ihrerseits vom Staat weitgehend emanzipiert haben und ihn, wo immer möglich, für ihre Zwecke einspannen.

Auf der anderen Seite steht die Welt der *armen Völker*. Sie werden vom sekundären Imperialismus mit Hilfe einheimischer Oligarchien beherrscht und ausgebeutet. Nur wenigen dieser Völker ist es bisher gelungen, das Joch des sekundären Imperialismus abzuschütteln und sich so das Tor zu einer glücklicheren Entwicklung zu öffnen.

Die *Schweiz* ist ein besonderer Teil des sekundären Imperialismus; sie ist «das Gehirn des Ungeheuers», «das privilegierte Herz des Systems» (S. 12). Aus diesem Grund hat sich Ziegler die Schweiz als Demonstrationsobjekt für das Verhalten des sekundären Imperialismus ausgesucht. Es sind vor allem zwei Problemkreise, die ihn in diesem Zusammenhang interessieren: die Identifizierung der «sekundären Imperialisten» in der Schweiz sowie die Denunziation ihrer Herrschafts- und Ausbeutungspraktiken gegenüber den armen Völkern und auch gegenüber dem eigenen Volk.

Bei alledem versteht Ziegler sein Buch als Beitrag zur Soziologie des sekundären Imperialismus beziehungsweise als Grundlegung einer «Soziographie der herrschenden kapitalistischen Klasse in der Schweiz und ihres Vorgehens in der Schweiz selbst und in der Welt» (S. 13). «Alle Aspekte der Schweiz, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Imperialismus-

Problematik stehen, werden aus der soziologischen Analyse herausgelassen» (S. 13). Die Erkenntnisquellen sind seine «persönlichen Erfahrungen» (S. 173) sowie Informationen aus der vorhandenen Literatur, «die geeignet sind, meine eigenen theoretischen Überlegungen zu stützen» (S. 17). Besonders nützlich sind ihm dabei die Arbeiten von Strahm, Hollenstein, Kappeler und Castelnovo-Friguessi, die als «auf ihren Gebieten anerkannte Spezialisten, deren wissenschaftliches Ansehen die nationalen Grenzen überschreitet» (S. 17; in der deutschen Ausgabe fehlt diese Charakterisierung), vorgestellt werden. Man sieht: Ziegler versteht sein Buch als zwar engagierten, aber nichtsdestoweniger wissenschaftlichen Beitrag.

Dass sein Wissenschaftsverständnis von dem «bürgerlichen» Wissenschaftsbegriff weit entfernt ist, dürften jedoch die wenigen Zitate bereits deutlich gemacht haben. Dies gilt in erster Linie für die Art und Weise, wie er das Material nach dem Kriterium auswählt, ob es seine vorgefassten Meinungen – bei entsprechender Interpretation – stützt oder nicht. Der Rezensent erbieht sich hiermit, im sozialwissenschaftlichen Bereich jede beliebige Ansicht über jedes beliebige Thema im Sinne Zieglers «wissenschaftlich» durch Literatur und Fakten zu untermauern, wenn ihm, wie Ziegler sich dies selbst zugesteht, erlaubt wird, das verwendete Material unter dem Aspekt der zu «beweisenden» Theorie auszuwählen. Des weiteren wundert man sich, dass Ziegler ausdrücklich extrem partialanalytisch vorgeht; sind es doch sonst die Soziologen und speziell die «kritischen», die nicht müde werden, unhistorisches, einseitiges und partialanalytisches Denken anzuprangern. Schliesslich sollte es ein «kri-

tischer» Wissenschaftler eigentlich nicht nötig haben, seine Mitarbeiter – entgegen den Tatsachen – als international anerkannte Spezialisten vorzustellen und auf diese Weise das von dort bezogene Material autoritär abzusichern.

In das Bild dieser autoritären *Ab-sicherungsstrategie* passt – dies sei im Vorgriff hier schon angemerkt – auch die höchst mangelhafte, dafür aber mit einem grossen Schwall Fachjargon garnierte Darstellung der wichtigsten theoretischen Argumente im späteren Text (insbesondere die «Theorie» des sekundären Imperialismus und die «Theorie» der symbolischen Gewalt). Hier wird auf billige Art versucht, den Nichtfachmann mundtot zu machen. Und dass das Buch trotz seines «wissenschaftlichen» Anspruchs für den Nichtfachmann geschrieben wurde, wird durch die Erscheinungsform und die – doch wohl erwartete und auch tatsächlich erreichte – hohe Auflage hinreichend bewiesen.

Theoretisches zur Ausbeutung der armen Länder

Die theoretischen Ausführungen des ersten Kapitels, das ziemlich genau die Hälfte des Buchs umfasst, beschäftigen sich mit den folgenden Problemkreisen:

- Abgrenzung und gegenseitiges Verhältnis von «primärem» und «sekundärem» Imperialismus;
- direkte Ausbeutung der armen Länder durch den sekundären Imperialismus im privatwirtschaftlichen Verkehr;
- Entwicklungshilfe als Hilfsstrategie der Ausbeutung.

Was Ziegler zum primären und sekundären Imperialismus schreibt, ist in der Substanz nicht neu und in der Darstel-

lungsweise äusserst mangelhaft. Selbst wenn man konzidiert, dass Theorien über derartig komplexe Phänomene notwendigerweise «impressionistischer» sind als zum Beispiel empirisch-soziologische Untersuchungen eng umgrenzter Teilprobleme, muss man doch feststellen, dass sich die Theorie des primären und sekundären Imperialismus bei Ziegler auf einem beklagenswerten Niveau befindet. Andere haben vor Ziegler Wesentlicheres zu diesen Fragen gesagt². Bei Ziegler schrumpfen die theoretischen Argumente zu einem dürftigen Feigenblatt für seine politische Agitation zusammen.

Nach Ziegler ist jeder privatwirtschaftliche Verkehr zwischen den Industrieländern und den armen Ländern für die letzteren von Nachteil, handle es sich um den Güter- und Dienstleistungsverkehr, den Kreditverkehr oder die Direktinvestitionen. Im Güter- und Dienstleistungsverkehr sind überhöhte Monopolpreise das Ausbeutungsinstrument, im Kreditverkehr überhöhte Zinssätze und bei den Direktinvestitionen die in den Entwicklungsländern selbst erzielten Riesenprofite. Über die Ausbeutung hinaus hat aber der privatwirtschaftliche Verkehr mit den reichen Ländern noch weitere Nachteile für die armen Länder. Die Verbindung mit dem Kapitalismus zerstört nämlich die gewachsene soziale, kulturelle und politische Welt in diesen Ländern und führt – wie in der kapitalistischen Welt – zu einer Zweiklassen-Gesellschaft mit einer schmalen ausbeuterischen Oberschicht, die sich eng an die sekundären Imperialisten anlehnt, und einer breiten Masse, die immer mehr zum hungernden Lumpenproletariat degradiert wird.

Die Entwicklungshilfe wird nach Ziegler im allgemeinen nach den wirt-

schaftlichen und politischen Zielen der Geberländer ausgerichtet, sei es, dass sie durch Bindung an Lieferungen aus den Geberländern zur Hebung der eigenen Beschäftigung und der Profite der einheimischen Oberschicht dient, sei es, dass sie die Oberschicht der armen Empfängerstaaten korrumpieren und gefügig machen soll.

Kaum ein vernünftiger Mensch wird bestreiten, dass das «westliche» Entwicklungskonzept für die armen Länder bisher in vielen, wenn nicht den meisten Fällen wenig zu der Hebung des durchschnittlichen Lebensstandards in diesen Staaten beigetragen hat und dass der Zusammenstoss der «westlichen» Zivilisation mit den betreffenden einheimischen Kulturen jeweils zum Nachteil der letzteren ausgegangen ist. Die Frage ist nur, ob dieser Stand der Dinge tatsächlich im Interesse der reichen Länder beziehungsweise der sekundären Imperialisten liegt, so dass man mit einiger Berechtigung davon ausgehen könnte, dass sie bewusst und gegen besseres Wissen versuchten, diese Situation herbeizuführen und zu erhalten.

Diese Frage wird man im allgemeinen mit einem klaren Nein beantworten können. Das Malaise über die Entwicklungspolitik in den Industrieländern zeigt deutlich, dass man mit den erzielten Ergebnissen alles andere als zufrieden ist und noch so froh über mehr Erfolg versprechende Alternativen wäre. Angesichts dieser Sachlage darf sich die Suche nach den Gründen für die mangelnden Entwicklungserfolge nicht in Zieglerscher Manier auf die Denunziation der sekundären Imperialisten als Sündenböcke beschränken, obwohl die multinationalen Gesellschaften unzweifelhaft entgegen ihren wahren langfristigen Interessen in allzu vielen Fällen das

Ihre zur Sabotierung des Fortschritts in den Entwicklungsländern beigetragen haben. Weitere Faktoren, die hier zu nennen wären, sind vor allem die Bevölkerungsexplosion, die durch den medizinischen Fortschritt und die sozialen Umwälzungen in den armen Ländern bedingt ist und nicht einfach dem sekundären Imperialismus in die Schuhe geschoben werden kann, sowie die Unfähigkeit und Korruption der einheimischen Eliten, derer sich zwar – bedauerlicherweise – die sekundären Imperialisten nicht selten bedienen, die ihnen aber ebenfalls nicht einfach pauschal angelastet werden können.

Man kann unsere Kritik an Ziegler wie folgt zusammenfassen: Die unleugbare Tatsache, dass im privatwirtschaftlichen Verkehr mit den armen Ländern Gewinne gemacht werden und dass gleichzeitig der Entwicklungsfortschritt dieser Länder enttäuschend gering ist, rechtfertigt nicht ohne weiteres die Behauptung, dass das erstere die einzige oder auch nur die wichtigste Ursache für das letztere sei und mithin das letztere die beabsichtigte Folge des ersteren.

Zu diesem Problemkomplex wären differenziertere Aussagen erforderlich, die sich übrigens von Land zu Land im Detail wesentlich unterscheiden müssten. Nur lassen sich natürlich differenzierte Ansichten zu komplexen Problemen nicht so leicht in zündende politische Agitation verwandeln.

Sekundärer Imperialismus nach aussen

Nach Ansicht Zieglers zieht die Schweiz vor allem auf folgende Weise Profite aus den armen Ländern:

— Im Güterverkehr mit den armen Ländern weist die Schweiz einen relativ

hohen Exportüberschuss aus. Zu diesem Beschäftigungseffekt kommen die volkswirtschaftlichen Profite durch den Terms-of-Trade-Effekt und die Profite der Exportunternehmen hinzu.

- Im Kreditverkehr verdient die Schweiz an den hohen Zinsen, die sie den armen Ländern abverlangt.
- Bei den Direktinvestitionen sind es wiederum die Unternehmungsprofite, die der Schweiz zugute kommen.
- Schliesslich macht die Schweiz noch ein spezielles Geschäft als sicherer Hort der Reichtümer, die die einheimischen Oberschichten aus der Bevölkerung der armen Länder herausgepresst haben.

Wenn man in diesem Zusammenhang von der Schweiz spricht, so sind genau genommen die schweizerische wirtschaftliche Oberschicht und ihre «Komplizen», die in der Schweiz ansässigen beziehungsweise die Schweiz benutzenden multinationalen Konzerne gemeint. Denn einen primären Imperialismus der Schweiz gibt es nicht, wie sogar Ziegler zugesteht.

Dass die Schweiz aus dem *Güterhandel* mit den armen Ländern Gewinn zieht, ist selbstverständlich. Wäre dies nicht der Fall, so fände der Handel nicht statt. Dasselbe gilt aber auch umgekehrt. Auch die armen Länder würden diesen Handel nicht machen, wenn er ihnen nicht ebenfalls nützte. Wer dabei den grösseren Gewinn macht, ist keineswegs so leichthin zu entscheiden, wie Ziegler glaubt. Der simple Vergleich der Einfuhr- und Ausfuhrwerte und die Entwicklung der Terms of Trade sagen hier wenig aus, wie einer umfangreichen Literatur vor allem zum Terms-of-Trade-Problem entnommen werden kann³, die

Ziegler jedoch nicht zur Kenntnis zu nehmen beliebt.

Immerhin ist es richtig, wenn Ziegler darauf verweist, dass die Industrieländer ihre Märkte endlich auch für die Industrieprodukte der armen Länder öffnen müssen, wenn diese Länder eine echte Chance zur Diversifizierung ihrer Wirtschaft und damit für ein schnelleres und vor allem stetigeres Wachstum haben sollen. Auch die Schweiz, die an sich ein relativ liberales Einfuhrregiment mit niedrigen Zöllen führt, könnte auf diesem Gebiet noch einiges tun. Jedoch darf man sich hiervon keine entwicklungspolitischen Wunder versprechen, ist doch der schweizerische Markt nur derjenige eines Kleinstaats.

Über die schweizerische *Waffenausfuhr*, die Ziegler speziell angreift, kann man geteilter Meinung sein. Die Argumente pro et contra sind in der Schweiz in den letzten Jahren ausgiebig diskutiert worden, so dass wir dieses Thema hier nicht weiter vertiefen müssen. Von Ziegler hätte man jedoch die Nennung und Abwägung der Argumente erwarten müssen, kann er doch bei seiner überwiegend ausländischen Leserschaft keineswegs die Kenntnis des Problemkomplexes voraussetzen.

Zum Thema der *Kredite und Direktinvestitionen* bemängelt Ziegler in erster Linie die – verglichen mit Anlagen in entwickelten Ländern – ausserordentliche Höhe der Zins- und Ertragssätze, die er ohne lange Umschweife als Ausbeutung deklariert. In Wirklichkeit beruht dieser Tatbestand darauf, dass in den armen Ländern in der Regel das Verlustrisiko durch Unruhen, Enteignungen, auswärtige Zahlungsunfähigkeit usw. wesentlich grösser ist als in den reichen Ländern. Dieses Risiko wird als Zuschlagssatz zum eigentlichen Zins-

beziehungsweise Ertragssatz kalkuliert, woraus dann die von Ziegler beanstandeten hohen Bruttosätze resultieren. Es ist also nicht zutreffend, dass die den armen Ländern verrechneten Nettozinsen höher wären als die Nettozinsen, die die reichen Länder zahlen müssen. Höher ist nur der Risikozuschlag und damit der Bruttozins. Dies ist nicht ein Zeichen für Ausbeutung, sondern eine Folge der unsicheren politischen und sozialen Verhältnisse in diesen Ländern.

Es ergibt sich hier ein eigentlicher *Circulus vitiosus*: Harte Kreditbedingungen beziehungsweise hohe Gewinntransfers erschweren das Rückzahlungsproblem der armen Länder. Aus dem schwierigeren Rückzahlungsproblem resultieren ökonomische, daraus soziale und daraus wieder politische Schwierigkeiten. Dies führt wiederum zu noch härteren Kreditbedingungen. Das Patentrezept, mit dem man aus diesem Teufelskreis herauskäme, ist noch nicht gefunden. Bekanntlich sind die entwicklungspolitischen Erfolge, die mit weichen Krediten und Geschenken erzielt wurden, bisher keineswegs eindrucksvoller als diejenigen, die aus rentablen Krediten und Direktinvestitionen folgten.

Wir müssen in diesem Zusammenhang auch noch einmal auf Zieglers Behauptung zurückkommen, die jeweiligen einheimischen Oberschichten seien von den sekundären Imperialisten eingesetzte und bezahlte Lakaien. Wenn dies so wäre, bestünde doch wohl kein besonderes Risiko bei Krediten an und Investitionen in Entwicklungsländern. In Wirklichkeit sind jedoch diese Regierungen höchst kurzlebig, auch wenn sie von internationalen Konzernen unterstützt werden, und betreiben im allgemeinen eine Politik, die keineswegs den

langfristigen Interessen der sekundären Imperialisten entsprechen muss. Mit andern Worten, die Fakten zeigen, dass Ziegler den Einfluss der sekundären Imperialisten in den armen Ländern masslos überschätzt. Daran ändern auch so unrühmliche – aber eben doch auch wesentlich vielschichtigere – Beispiele wie die chilenische Tragödie nichts.

Speziell gegen die *Direktinvestitionen* richtet sich noch ein weiteres Argument. Sie richten einerseits die Produktion nach den Bedürfnissen der kaufkräftigen Schichten aus, womit natürlich den ärmsten Schichten, das heisst der Masse der Bevölkerung nicht geholfen ist. Gleichzeitig verleiten sie jedoch auch die ärmsten Schichten dazu, wenigstens partiell den Konsumstandard der kaufkräftigen Schichten nachzuahmen und mit ihr ihr karges Einkommen unrationell auszugeben. Schliesslich kann es auch geschehen, dass die neuen Fabriken Ausgangsstoffe benötigen und daher aufkaufen und verteuern, die zur Deckung der elementaren Lebensbedürfnisse der ärmsten Bevölkerungsschichten gehören. Bekanntestes Beispiel für alle diese Effekte ist die Nahrungsmittelproduktion durch Nestlé, die kürzlich im Zusammenhang mit dem bekannten Flaschenmilchprozess ausgiebig diskutiert worden ist.

Der Fall zeigt klar, dass privatwirtschaftlich rentable Projekte in den Entwicklungsländern unerwünschte – und doch wohl auch unerwartete – gesamtwirtschaftliche und gesamtgesellschaftliche Folgen haben können, was im übrigen aus der Umwelt- und allgemein der Externalitätendiskussion auch aus den entwickelten Ländern bekannt ist. Solche Fehler in der Entwicklungsplanung eines Landes sind natürlich höchst bedauerlich, werden sich aber kaum ganz

vermeiden lassen, da man eben nicht immer im voraus wissen kann, welche Konsequenzen aus der Ansiedlung einer bestimmten Industrie ausser den beabsichtigten Einkommens- und Beschäftigungseffekten noch folgen können. Ein Gegenstand berechtigter moralischer Entrüstung wird erst daraus, wenn nachgewiesen werden kann, dass diese Effekte von vornherein wissentlich in Kauf genommen wurden beziehungsweise dass nach ihrem Eintreten nichts zu ihrer Beseitigung oder Kompensierung unternommen wird. Solche Fälle kommen zweifellos vor. Dass sie die Regel sind, müsste Ziegler erst noch beweisen. Zwei oder drei einseitig präsentierte Beispiele reichen hierzu nicht aus.

Die Pièce de résistance von Zieglers Anklagen gegen die Rolle der Schweiz im sekundären Imperialismus ist die Aufnahme von *Fluchtgeldern* aus den armen Ländern durch die schweizerischen Banken. Da Eigentum im allgemeinen und dasjenige der reichen Oberschichten armer Länder im besonderen nur aus Ausbeutung stammen kann und mithin den Armen gestohlen ist, kann man die Schweiz, die solches Geld aufnimmt, schlicht als eine «Nation von Hehlern» (S. 46ff.) bezeichnen. Auch wenn es sicherlich nicht wenige Fälle – zum Beispiel denjenigen der von den Nazis verfolgten Juden – gibt, in denen man wohl kaum etwas gegen die Rolle der Schweiz als sicherer Hafen für Fluchtgelder einwenden wird, hat Ziegler hier einen wunden Punkt getroffen. Es ist in der Tat skandalös, dass Gelder, die aus offener Ausbeutung sowie aus der Unterschlagung von Entwicklungshilfe stammen, in der Schweiz in Sicherheit gebracht werden können.

Nur, wie will man dies verhindern?

Wie unterscheidet man zwischen Fluchtgeldern und anderen Geldzuflüssen? Wie unterscheidet man zwischen «moralisch einwandfreien» und «moralisch verwerflichen» Fluchtgeldern? Bei den zahllosen Möglichkeiten, Geld zu tarnen, würde der Versuch solcher Unterscheidungen zu äusserst weitgehenden staatlichen Kontrollen auch über das Vermögen und den Geschäfts- und Zahlungsverkehr jedes schweizerischen Bürgers – der ja als Strohhalm fungieren könnte – führen. Man würde also den Teufel der «unmoralischen» Fluchtgelder mit dem Beelzebub sehr weitreichender staatlicher Kontrollen austreiben. Vor dieser Alternative wird das Festhalten an den bisherigen Gepflogenheiten doch immerhin auch für denjenigen diskutabel, der dem Zustrom von Fluchtgeldern wegen des damit verbundenen Aderlasses für die betroffenen Länder (und übrigens auch wegen der hieraus folgenden geld- und wechsellkurspolitischen Probleme für die Schweiz⁴) ablehnend gegenübersteht. Dass für Ziegler die ganze Sache eine ausgemachte Komplizität zwischen den «seigneurs de la banque» und den ausländischen Oligarchien ist, an der die ersteren ausserdem noch gut verdienen, versteht sich am Rande.

Wir wollen die Diskussion der Zieglerschen Ausführungen über das Verhältnis der Schweiz zu den armen Ländern mit Hinweisen auf eine Reihe von wichtigen sachlichen Fehlern und Ungeheimheiten abschliessen:

Der Vergleich von *Bankbilanzsummen* mit *Sozialproduktzahlen* ist, wie sich langsam auch bei kritischen Soziologen herumgesprochen haben sollte, vollständig nichtssagend (S. 32).

Die *Zahlen* über die schweizerischen *Direktinvestitionen* im Ausland sind al-

les andere als zuverlässig. Im übrigen zeigen sie deutlich, dass die armen Länder als Ziel für Direktinvestitionen eine äusserst bescheidene Rolle spielen. Über die Kapitalerträge der Schweiz aus der Dritten Welt ist nichts bekannt. Die Zahlen über den Auslandsanteil am Umsatz grosser schweizerischer Industrieunternehmen sind nicht nur unzuverlässig, sondern sagen auch nichts über den Anteil der Dritten Welt oder die von dorthier fliessenden Gewinne aus. Alle einschlägigen Aussagen und Schlussfolgerungen Zieglers sind daher vorläufig nicht empirisch zu belegen. Im übrigen geht Ziegler mit der Bezeichnung «multinationaler Konzern» höchst freigebig um. Ein Blick auf eine Liste der grössten Handelsunternehmen, Industrieunternehmen und Banken der Welt würde ihm sogleich zeigen, dass die Charakterisierung der Schweiz als Hirn und Herz des sekundären Imperialismus einfach Verhältnissblödsinn ist (S. 32–34 und 39–45).

Die Definition von «*Fluchtgeld*» ist äusserst unbefriedigend (S. 47). Es gibt zwar verständlicherweise keine Zahlen über den Fluchtgeldzustrom zur Schweiz – was Ziegler hierzu beizutragen hat, sind kaum Fakten, sondern eher Räubergeschichten –, dafür gibt es aber neuere Arbeiten über das Auslandsgeschäft der Schweizer Banken⁵ und seit 1971 auch eine offizielle Statistik hierzu⁶. Ziegler beziehungsweise seine «international anerkannten Experten» hätten hieraus einige interessante Grössenordnungen und Strukturen entnehmen können, die ihre Ausführungen allerdings etwas weniger phantasievoll gemacht hätten (S. 46ff.).

Die Schweizerische Nationalbank betreibt *keine Sortengeschäfte* und schon gar nicht solche in Währungen

wie dem portugiesischen Escudo. Ein Blick in die Bilanz der Nationalbank oder – einfacher noch – ein Telefonanruf bei der Nationalbank hätten Ziegler diese Information ebenso schnell verschafft wie dem Rezensenten (S. 48).

Weder über das Volumen noch über die Struktur der *exterritorialen Kreditmärkte* (insbesondere Euro-Dollar-Markt) sind genaue Angaben verfügbar. Die nach allgemeiner Ansicht besten Statistiken führt die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ). Ziegler beruft sich hingegen auf die doch wohl nicht ganz unparteiischen Angaben der Welthandelskonferenz (UNCTAD) (S. 67–70).

Dass *Lieferantenkredit* teuer ist, ist eine Binsenwahrheit, die nicht nur im Handel mit armen Ländern gilt (S. 81).

Die *Exportrisikogarantie* ist in erster Linie eine Exportförderungsmassnahme. Sie hat jedoch durchaus entwicklungspolitische Folgen, da ohne sie manche Importmöglichkeiten für die Entwicklungsländer verschlossen bleiben. Dass durch die Exportrisikogarantie der schweizerischen Exportindustrie gegenüber den Exporten der armen Länder ein Konkurrenzvorsprung erwachse, ist unsinnig, da das schweizerische Exportsortiment nicht mit demjenigen der Entwicklungsländer konkurriert. Ebenso unsinnig ist es, von der Exportrisikogarantie die Deckung äusserst wahrscheinlicher Einzelrisiken zu verlangen; hierzu wären vielmehr offene Mittel à fonds perdu einzusetzen (S. 80–82).

Symbolische Gewalt nach innen

Was Ziegler zur inneren Lage in der Schweiz zu sagen hat, unterscheidet sich nur durch seine Einseitigkeit und

durch die Verwendung einiger weniger gebräuchlicher Begriffe von dem, was andere Autoren schon längst diagnostiziert und – im Gegensatz zu Ziegler – auch sorgfältig hergeleitet und begründet haben. Wir können uns hier deshalb kurz fassen.

Es sind vor allem die folgenden vier Punkte, die für die innere Lage der Schweiz nach Ziegler charakteristisch sind:

- Geheimniskrämerei und Intransparenz;
- Sozialisation und Indoktrination im Sinne der herrschenden Oligarchie («symbolische Gewalt»);
- regionale Zersplitterung der politischen Kräfte;
- doppelte Moral im wirtschaftlichen und politischen Leben.

Das Ergebnis ist – immer nach Ziegler – eine Scheindemokratie, in der die Masse der Bevölkerung durch die Möglichkeit der Selbstbestimmung in unwichtigen lokalen Angelegenheiten darüber hinweggetäuscht wird, dass die Entscheidungen über wichtige Dinge hinter Schleiern des Geheimnisses von der Oligarchie getroffen werden, bevor sie dem wohlindoktrinierten Volk und seinen wenig repräsentativen Vertretern in den Parlamenten und Regierungen zur Akklamation vorgelegt werden. Solange das Volk den Klassencharakter dieses Staats nicht erkennt, kann sich die Scheindemokratie nicht in eine echte Demokratie verwandeln. Zieglers Buch soll jedoch einen Beitrag dazu leisten, dass dem Volk endlich die Augen aufgehen.

Wer wollte bestreiten, dass die Schweiz in der Tat unter den «westlichen» Demokratien wohl dasjenige Land mit der *schlechtesten öffentlichen*

Information ist? Das beginnt bei den mangelhaften Informationsrechten der Arbeitnehmer in den Unternehmungen und der Legalität nichtssagender Bilanzen, es setzt sich fort in der Geheimniskrämerei um unternehmerische und behördliche Entscheidungen und gipfelt schliesslich in dem Fehlen wichtiger Statistiken, für die es keine rechtliche Erhebungsgrundlage gibt (zum Beispiel Produktionsstatistiken, Auslandsverflechtung der Unternehmungen usw.) oder die trotz vorhandener Unterlagen nicht verarbeitet und publiziert werden (zum Beispiel Einkommens- und Vermögensverteilung aufgrund der Steuer- und AHV-Unterlagen usw.).

Wer Information verweigert, setzt sich automatisch dem Verdacht aus, er habe etwas zu verbergen. Zudem ist es in der Tat nicht einzusehen, wie Demokratie ohne Information funktionieren soll. Unter diesen Aspekten wäre eine wesentliche Erhöhung der Transparenz in Wirtschaft und Staat höchst wünschenswert. Auf einigen Gebieten sind die Dinge in letzter Zeit auch etwas in Fluss geraten (Geld- und Bankenstatistik, Nationale Buchhaltung, Statistik-Paragraph im geplanten Konjunkturartikel, geplante Reform des Aktienrechts). Es bleibt aber noch mehr als genug zu tun, bis die öffentliche Information in der Schweiz dem demokratischen Selbstverständnis genügt.

Die Schweiz ist kein Land sozialer oder politischer Kämpfe. Charakteristisch für die *Konkordanzdemokratie* ist die Suche nach dem Konsens oder wenigstens dem Kompromiss, nicht die offene Auseinandersetzung. Selbst die Sozialdemokraten und die Gewerkschaften sind – mit wenigen Ausnahmen – in dieses Verhalten integriert. Kann

man wirklich glauben, dass dies das Resultat «symbolischer Gewalt» sei, die von der herrschenden Oligarchie ausgeübt werde? Sollte es im Zeitalter der grenzüberschreitenden Massenkommunikationsmittel wirklich nur einige wenige Erleuchtete vom Schlage Zieglers geben, die die Manipulationstechniken der Oligarchie durchschauen? Oder ist nicht vielleicht Ziegler selbst einmal mehr seinem simplen Zwei-Klassen-Schema aufgesessen, das in der Schweiz weniger als sonst irgendwo zur realistischen Beschreibung der gesellschaftlichen Wirklichkeit geeignet ist?

Die Schweiz ist das Land eines ausserordentlich breiten und vielfältigen bürgerlichen *Mittelstandes*. Dieser und nicht die schmale wirtschaftliche Oberschicht wirkt in der Schweiz vor allem normenbildend. Aus mancherlei historischen Gründen, die wir hier nicht im einzelnen nachvollziehen können⁷, kam es in der Schweiz nie zur Bildung einer Arbeiterklasse, die in grundsätzlicher Opposition zum Mittelstand und zur Oberschicht stand. Vielmehr blieb die Arbeiterschaft in das Bürgertum integriert, obwohl sie im Hinblick auf ihre materielle Lage lange Zeit und teilweise auch heute noch nicht dazu gehört. Was Ziegler als Resultat symbolischer Gewalt beschreibt, die von der schmalen wirtschaftlichen Oberschicht ausgeübt wird, erweist sich viel eher als ein gesellschaftlicher Grundkonsens der sehr breiten Mittelschicht, der einerseits gelegentlich die Arbeiterschaft durchaus an der Erkenntnis ihrer objektiven Interessen hindern mag, andererseits aber auch der schmalen Oberschicht keineswegs nur eitel Freude bereitet.

Die Verkennung dieses Umstandes dürfte in erster Linie dafür verant-

wortlich sein, dass progressive Intellektuelle in der Schweiz seit jeher einen besonders schwierigen Zugang zu ihrer vermeintlichen Basis, der Arbeiterschaft, haben. Statt einzusehen, dass es in der Schweiz keine Arbeitermassen als Basis für eine sozialistische Politik gibt, steckt man den Kopf in den Sand und behauptet, die Basis sei zwar vorhanden, vorerst jedoch noch durch die symbolische Gewalt der sekundären Imperialisten an der Einsicht in ihre Klassenlage und die daraus folgenden objektiven Interessen gehindert. Die Folge dieser Vogel-Strauss-Politik ist die fast vollständige Irrelevanz der Intellektuellen in der schweizerischen Politik – ein bedauerlicher Tatbestand, wenn man bedenkt, dass es sich dabei um einen guten Teil der originellsten Köpfe des Landes handelt, deren Abseitsstehen für einen an Ressourcen armen Kleinstaat schwer zu verschmerzen ist.

Was Ziegler über die *regionale Zersplitterung* der politischen Kräfte sagt, ist in den Fakten ohne Zweifel richtig. Die regionale Zersplitterung in der Schweiz steht – was Ziegler nicht bemerkt hat – historisch am Anfang der fortdauernden Integration der Arbeiterschaft in die bürgerliche Gesellschaft. Man könnte noch weitere wichtige Gliederungsmerkmale des schweizerischen Staatswesens anführen, zum Beispiel das sprachliche oder das konfessionelle. Diese Kleinkammerung der schweizerischen Gesellschaft führt zu den von Zieglers ehemaligem Berner Kollegen Gruner und seinen Mitarbeitern immer wieder betonten kreuz und quer durch die Gesellschaft laufenden Interessenslinien, die den charakteristischen Unterschied zwischen der Schweiz und einfacher – zum Beispiel nach Klassen – strukturierten Staatswesen ausmachen⁸.

Ziegler glaubt nun offenbar, dass diese Interessenvielfalt zur gegenseitigen Neutralisierung der politischen Kräfte führe – mit der einzigen Ausnahme der sekundären Imperialisten, die auf diese Weise um so unumschränkter herrschen können. Die Begründung für diese eigenartige Ausnahme bleibt Ziegler allerdings ebenso schuldig, wie den Beweis für die angeblich unumschränkte Herrschaft der Oligarchie. Hätte er nicht seine «persönliche Erfahrung», die ja eine wichtige Erkenntnisquelle für das Buch abgibt, entsprechend seinen Vorurteilen gefiltert und sorgfältig anderslautende Evidenz aus der Verarbeitung ausgeschlossen, so hätte er festgestellt, dass die angeblich herrschende Oligarchie selbst tief in das helvetische Interessengeflecht verstrickt ist und sich daher teilweise selbst neutralisiert, während andererseits die übrigen gesellschaftlichen Gruppen sehr wohl in der Lage sind, gegen Hochfinanz und Grossindustrie wirksam Front zu machen.

Ohne auf ein weiteres dem Moralisten Ziegler wichtiges, für die Analyse der schweizerischen Situation aber weder besonders spezifisches noch besonders relevantes Thema – dasjenige der doppelten Moral in Wirtschaft und Politik – einzugehen, wollen wir noch einige Bemerkungen zu dem Annex über das Fremdarbeiterproblem anfügen. Ziegler und seine «Experten» behaupten nicht nur – was weitgehend den Tatsachen entspricht –, dass der Import fremder Arbeitskräfte ausschliesslich von dem Profitinteresse der einheimischen Arbeitgeber geleitet worden sei und diesen auch hohen Ertrag gebracht habe, sondern auch, dass die Fremdenfeindlichkeit von der herrschenden Klasse geschaffen und ge-

schürt worden sei, um die Arbeiterklasse zu spalten. Dies ist nun allerdings in mehrfacher Hinsicht unsinnig. Erstens ist es – wie bereits dargelegt –, verfehlt, in der Schweiz von einer Arbeiterklasse zu sprechen. Zweitens hätte die Oligarchie mit einer solchen Taktik ihren eigenen Profitinteressen geschadet, da ja als Ergebnis der Überfremdung Angst der Import von Arbeitskräften eingestellt werden musste. Drittens schliesslich weisen die soziologischen Untersuchungen, die von beziehungsweise unter der Leitung von Hoffmann-Nowotny⁹ angestellt wurden, genau in die entgegengesetzte Richtung; überflüssig zu sagen, dass diese Studien von Ziegler nicht einmal erwähnt werden. Am Rande sei bemerkt, dass man von einem im Jahre 1976 erschienenen Buch eigentlich etwas neuere Zahlen zum Fremdarbeiterproblem erwarten sollte als diejenigen von 1973.

Profitable Neutralität

«Neutral in den grossen Revolutionen der umliegenden Staaten, bereicherten sich die Schweizer am Unglück ihrer Nächsten und gründeten eine Bank auf dem Elend der Menschen.» Mit diesem Zitat von Chateaubriand leitet Ziegler sein Kapitel über die Neutralität der Schweiz ein (S. 139).

Man fragt sich unwillkürlich, welches denn die Alternativen zu der profitablen Neutralität gewesen wären. Hätte die Schweiz den kollektiven Wahnsinn von Kriegen und Bürgerkriegen mit beziehungsweise nachmachen sollen? Doch wohl kaum; und Ziegler meint auch etwas anderes. Nach seiner Ansicht hätte die Schweiz eine aktive Vermittlungspolitik in politi-

schen und wirtschaftlichen Konflikten führen sollen.

Er übersieht bei dieser lobenswerten Forderung allerdings zweierlei: Eine Vermittlung hat nur Chancen, wenn sie von den am Konflikt Beteiligten gewünscht wird und wenn gleichzeitig der Vermittler auch ein gewisses Eigengewicht hat. Das erste trifft selten, das zweite im Fall der Schweiz nie zu. Einer aktiven Vermittlungspolitik der Schweiz sind daher äusserst enge Grenzen gesetzt. Hingegen hat die Schweiz in grossem Umfang eine gewissermassen passive Vermittlungspolitik betrieben, indem sie internationale Organisationen und Konferenzen auf ihrem Staatsgebiet beherbergt – was Ziegler aus Genf eigentlich wissen sollte – und zahlreiche Vertretungsmandate zwischen Ländern ohne diplomatische Beziehungen übernommen hat.

Dass im humanitären Bereich, speziell in der Asylpolitik, mehr getan werden könnte und sollte, steht auf einem anderen Blatt und hat mit den grundlegenden Problemen und Möglichkeiten einer aktiven Neutralitätspolitik des Kleinstaats wenig zu tun. Man gewinnt daher den Eindruck, dass das hübsche Zitat von Chateaubriand – in der Präsentation hübscher Zitate ist Ziegler ein Meister – weniger als Ausdruck der Kritik als vielmehr des Neids aufgefasst werden sollte. Wie anders sähe die Welt aus, wenn alle Länder profitable Neutralität übten!

Den Feind erkennen – den Feind bekämpfen.

Zieglers Schlusswort ist ein Aufruf zum Kampf gegen den sekundären Imperialismus. Dabei sind alle temporären Verbündeten willkommen, die die herr-

schende Oligarchie schwächen könnten: petrodollarschwere Wüstentyrannen, bürgerliche Intellektuelle, Kirchen usw. Als erstes ist für die Aufklärung der Massen zu sorgen, damit das falsche einem richtigen Bewusstsein weiche. Hierzu liefert Ziegler mit seinem Buch seinen Beitrag. Der Sturz des sekundären Imperialismus und der bürgerlichen Gesellschaft ist dann nur noch eine Frage der Zeit. Am Ende wird die erdumspannende solidarische und humane Gesellschaft der kommunistischen Utopie stehen.

In welchem Stil das Schlusswort geschrieben ist, mag der Leser dem nachfolgenden Zitat entnehmen, das darüber hinaus auch typisch für die Selbstdarstellung Zieglers an anderen Stellen des Buchs ist (S. 176):

«Ich erinnere mich an eine Nacht im April 1964 in Genf. Ich war 1958 bis 1959 in Kuba gewesen. Ich wollte dorthin zurückkehren, um dort zu leben. Meine Freunde von der kubanischen Delegation bei der ersten Welthandelskonferenz hatten mit mir ein Treffen im Hotel Intercontinental vereinbart. Wir diskutierten dort bis zum Morgen grauen. Che war da. Mit seiner warmen, immer etwas verwirrenden Ironie sagte er zu mir: «Aber du bist doch hier im Gehirn des Ungeheuers! Was willst du noch mehr? Dein Schlachtfeld ist hier ...» Er zeigte mir die Stadt Genf, die, entstellt durch das Wuchern der Banken, unter unseren Augen erwachte. Die Ablehnung meiner Auswanderungspläne hatte mich verletzt. Aber Che hatte offenkundig recht. Zu glauben, es genüge, auszuwandern oder sich in seinen Träumen als ceylonischer Guerrillero, palästinensischer Fedayin oder chilenischer Widerstandskämpfer zu fühlen, führt dazu, den Boden, auf dem

man sich befindet, denjenigen zu überlassen, die ihn bereits tatsächlich beherrschen.»

Abschliessende Beurteilung

Wir wollen zum Schluss zunächst auf die vier Hauptthesen Zieglers, wie wir sie am Anfang formuliert haben, zurückkommen und unsere Ansicht zu ihrem Wahrheitsgehalt sagen:

1. Es gibt in der Schweiz in der Tat eine wirtschaftliche Oberschicht, die über einen beträchtlichen Einfluss auf das Geschick des Landes verfügt¹⁰. Verglichen mit anderen Systemen hat aber das marktwirtschaftliche und demokratische System den Vorteil, dass die wirtschaftlichen und politischen Eliten in der Theorie nicht identisch sein sollen und dies in der Praxis zu einem guten Teil auch tatsächlich nicht sind. Es kann jedenfalls keine Rede davon sein, dass der Staat in der Schweiz einfach ein Werkzeug der «Oligarchie der 26» sei.
2. Es ist daher auch unsinnig, die schweizerische Demokratie als eine bloss Scheindemokratie zu bezeichnen. Zwar gibt es in der Tat seit Jahrzehnten eine sehr konservative Grundstimmung im Lande, durch die kritischen oder progressiven Geistern das Leben sauer gemacht wird. Es gibt jedoch genügend Beispiele dafür, dass diese Stimmung auch der wirtschaftlichen Oberschicht Steine in den Weg wirft. Mit dem Brett des simplen Zwei-Klassen-Schemas vor dem Kopf ist man allerdings nicht in der Lage, die Entwicklung und Bedeutung zum Beispiel des gewerblichen und bäuerlichen Mittelstandes in der Schweiz zu erkennen oder gar die zahlreichen sich kreuz und quer überschneidenden regionalen, sprachlichen, konfessionellen usw. Interessenlinien auszumachen, die in wechselnden Koalitionen das politische Leben der Schweiz bestimmen.
3. Die schweizerische Neutralität im speziellen und ihre Aussenpolitik im allgemeinen sind in der Tat – wie die Aussenpolitik jedes Staates – instrumentell und werden zunächst einmal im Interesse des eigenen Landes eingesetzt. Da es aber eben absurd ist zu behaupten, der Staat sei in der Schweiz nur ein Instrument in den Händen der wirtschaftlichen Oberschicht, ist es ebenso absurd zu vermuten, die Aussenpolitik werde ausschliesslich im Interesse der angeblichen Oligarchie gehandhabt. Dagegen spricht keineswegs, dass die Exportförderung in der Schweiz stärker als in anderen Ländern zu den Leitmotiven der Aussenpolitik gehört. In diesem Punkt besteht nämlich angesichts der hierdurch gebotenen und anderweitig nicht zu ersetzenden Import- und Beschäftigungsmöglichkeiten eine relativ weitgehende Interesseneinheit aller gesellschaftlichen Gruppen in der Schweiz. Dass man die politische Neutralität oder auch das Asylrecht auch anders, zum Beispiel im schwedischen Sinne, praktizieren könnte, sei damit ganz unbestritten. Ob der Zieglersche Argumentationsstil allerdings geeignet ist, eine solche Wandlung des schweizerischen Neutralitätsverständnisses herbeizuführen, darf füglich bezweifelt werden.

4. Wo die private Wirtschaft in armen Ländern aktiv wird, muss man davon ausgehen, dass die Gewinnerzielung das vorherrschende, wenn nicht sogar das einzige Motiv ist. Ob Gewinnerzielung mit Ausbeutung gleichgesetzt werden kann und ob der privatwirtschaftliche Weg der wirtschaftlichen Entwicklung immer der schlechteste ist, sind berechnete, jedoch äusserst schwierige Fragen. Sicher ist, dass das bisherige «westliche» Entwicklungskonzept in vielen, wenn nicht sogar in den meisten Fällen gründlich Schiffbruch erlitten hat. Sicher ist auch, dass die schweizerischen Entwicklungshilfeleistungen bisher äusserst bescheiden – wenn auch wohl vergleichsweise effizient – gewesen sind.

Der Gedanke der internationalen Solidarität ist aber keineswegs nur oder in erster Linie bei der angeblich herrschenden Oligarchie suspekt. Es sind vielmehr die Arbeiterschaft, das Gewerbe und die – von der internen Solidarität so sehr profitierende – Bauernschaft, die für echte Entwicklungshilfe nichts übrig haben. Auch hier geht Zieglers Dämonisierung der angeblichen Oligarchie gründlich in die Irre. Seine «Aufklärungsschrift» dürfte kaum viel zur Popularisierung des Gedankens der internationalen Solidarität gerade in den bisher besonders reservierten Kreisen beitragen, so wünschenswert auch in diesem Punkt die Nacheiferung etwa des schwedischen Beispiels wäre. Ob die vermehrte internationale Solidarität der reichen Länder dann tatsächlich die Entwicklung der armen Länder entsprechend beschleunigen würde, ist leider wegen unserer Unkenntnis der

notwendigen und hinreichenden Bedingungen wirtschaftlicher Entwicklung keineswegs sicher.

Im übrigen sollte man sich gerade in diesem Punkt vor einer helvetischen Überschätzung der eigenen Bedeutung hüten, der Ziegler in geradezu grotesker Masse frönt: Welche Aussen- und Entwicklungspolitik der Kleinstaat Schweiz auch immer führen mag, ein spürbarer Einfluss auf den Gang der Welt und die Entwicklung der armen Länder wird davon nicht ausgehen.

*

Die Anklagen Zieglers sind auch da, wo ein berechtigter Grund zur Klage besteht, so einseitig, dass sie einfach falsch sind. Zur Einseitigkeit in der Betrachtungsweise kommen zahlreiche sachliche Fehler im Detail. Beides hätte durch eine seriöse Literatur- und Materialverarbeitung leicht vermieden werden können. Es existiert nämlich über alle in Zieglers Buch behandelten Probleme bereits eine ausreichende Literatur. Insofern ist sein Buch durchaus überflüssig, da es effektiv nichts Neues bringt. Dass es dennoch – wie vor zwei Jahren das «Enthüllungsbuch» von Holliger – zu einem Kassenschlager geworden ist, ist weniger seinen Qualitäten als der reisserischen Aufmachung und der nicht gerade zimperlichen Werbung durch den Verfasser und mit dem Verfasser zu verdanken.

Seinen Hauptanliegen – mehr Solidarität, Humanität und Liberalität nach aussen wie nach innen – hat Ziegler mit seinem Buch einen Bärendienst erwiesen. Nicht wenige, die die unbequemen Vorstösse Zieglers für diese Anliegen in der schweizerischen Politik für

wichtig und notwendig gehalten haben, ohne deswegen die allgemeine politische Linie Zieglers zu teilen, werden sich nach der Lektüre seines Buches, insbesondere des Schlusskapitels, als «nützliche Idioten» missbraucht und düpiert fühlen. Reaktionäre Kreise hingegen werden es sich in der Überzeugung bequem machen, man habe ja schon immer gewusst, dass nur Kommunisten und Nestbeschmutzer bestreiten können, dass die Schweiz die beste aller möglichen Welten sei.

Der einzige Trost ist, dass, wie man hört, der sicherlich nicht kleine Reinerlös aus dem Buch der «Terre des Hommes» zugute kommen soll.

Henner Kleinewefers

¹Jean Ziegler, *Une Suisse au-dessus de tout soupçon*, Editions du Seuil, Paris 1976. Deutsch unter dem Titel: *Eine Schweiz über jeden Verdacht erhaben*, Luchterhand, Darmstadt und Neuwied 1976. Die nachfolgende Besprechung basiert auf der französischen Originalausgabe. Die deutschsprachige Ausgabe unterscheidet sich von der französischen durch etliche Umstellungen und einige Ergänzungen. Die Argumentation und die Aussage des Buchs werden dadurch jedoch in keiner Weise berührt. – ²Vgl. z. B. S. Amin, *L'accumulation à l'échelle mondiale*, Paris 1970; ders. und Ch. Palloix, *Neuere Beiträge zur Imperialismustheorie*, München 1971; ders. et al., *La crise de l'impérialisme*, Paris 1975; A. Emmanuel, *Unequal Exchange. A Study of the Imperialism of Trade*, New York 1972; T. Hayter, *Aid as Imperialism*, Middlesex 1971; P. Jalée, *Le tiers monde dans l'économie mondiale: l'exploitation impérialiste*, Paris 1968; ders., *L'impérialisme en 1970*, Paris 1970. – ³Zur marxistischen Ana-

lyse dieser Fragen vgl. Anm. 2. Gute Zusammenfassungen der «bürgerlichen» Analyse des Problems: H. Sieber, *Die realen Austauschverhältnisse zwischen Entwicklungsländern und Industriestaaten*, Tübingen und Zürich 1968; F. Haselbeck, *Die Terms of Trade zwischen Rohstoffländern und Industrieländern*, Zürich 1969. Von Interesse sind auch nach wie vor die beiden Originalarbeiten von Singer und Prebisch, die die Kontroverse einmal ins Rollen gebracht haben. H. E. Singer, *The Distribution of Gains between Investing and Borrowing Countries*, *American Economic Review*, Papers and Proceedings, Bd. 40, 1950; R. Prebisch, *Commercial Policy in the Underdeveloped Countries*, *American Economic Review*, Papers and Proceedings, Bd. 49, 1959. – ⁴Vgl. hierzu H. Kleinewefers, *Inflation und Inflationsbekämpfung in der Schweiz*, Frauenfeld 1976, S. 31 ff. – ⁵Vgl. H. Kleinewefers, *Das Auslandsgeschäft der Schweizer Banken*, Zürich 1972; K. Speck, *Strukturwandlungen und Entwicklungstendenzen im Auslandsgeschäft der Schweizerbanken*, Zürich 1974. – ⁶Schweizerische Nationalbank, *Das schweizerische Bankwesen im Jahre*, erscheint jährlich. – ⁷Vgl. H. Kleinewefers und R. Pfister, *Die Volkswirtschaft der Schweiz*, Frauenfeld Frühjahr 1977, I. Teil. – ⁸Vgl. unter den zahlreichen Publikationen von E. Gruner vor allem *Die Wirtschaftsverbände in der Demokratie*, Erlenbach-Zürich 1956, und *Die Parteien in der Schweiz*, Bern 1969. – ⁹Vgl. H. J. Hoffmann-Nowotny et al., *Bericht über eine Survey-Analyse des Fremdarbeiterproblems*, 2 Teile, 6 Bände, Zürich 1971; ders., *Soziologie des Fremdarbeiterproblems*, Stuttgart 1973. – ¹⁰Die nach wie vor beste Darstellung dieser Oberschicht ist das Buch von L. Stucki, *Das heimliche Imperium*, 2. Aufl., Bern 1968. Das Buch von C. M. Holliger, *Die Reichen und die Superreichen in der Schweiz*, Hamburg 1974, trägt ausser Sensationshistörchen nicht viel bei.

DAS NIEMANDSLAND ZWISCHEN LEBEN UND TOD

Zum Roman «Schilten» von Hermann Burger¹

Das traurigste aller Verschollenen-Schicksale: niemand stellt ein Gesuch, weil niemand unsere allerhöchste Todesgefahr und nachrichtenlose Abwesenheit ahnt.

Ein Werk, das sich kaum einordnen, kaum vergleichen lässt. Alle Parallelen und Verbindungslinien, alle «verwandt mit» und «gleich wie», vermittelt derer man sonst ein neues Werk in das Koordinatennetz von schon Vertrautem einzufangen sucht, erweisen sich in diesem Fall als unbrauchbar. Eine Sonderstellung übrigens nimmt das Werk auch im bisherigen Schaffen Hermann Burgers ein, indem es frühere Publikationen, Gedichte und Erzählungen, in den Schatten stellt, als ein erstes «großes» Werk nicht nur dem Umfang nach, eine eindruckliche Manifestation einer bedeutenden literarischen Begabung.

Um es vorwegnehmend auf eine vereinfachende Formel zu bringen: das Werk stellt, so weit ich sehe, die radikalste Gestaltung der Omnipräsenz des Todes dar, die es in der gegenwärtigen Literatur gibt, eines Todes übrigens, der nicht das Resultat von Katastrophen, sondern Bestandteil des normalen, beschützten, bürgerlichen Lebens ist; eine Darstellung der Todesangst und zugleich des Versuchs, diese Angst zu überwinden, eine Annäherung an den Tod (bis an die Grenzen des Erträglichen und Möglichen), die zugleich ein verzweifelter, aber auch komischer Versuch der Abwehr und Rettung ist. Ein scheinbar abseitiges Werk, im äußersten Zipfel provinzieller Abgelegenheit situiert, ohne sichtbaren Bezug zur Zeit – und doch von starker, unwider-

legbarer Gegenwärtigkeit: als eine erbarmungslose und zugleich höchst skurrile Formulierung dessen, was wir aus unserem Leben und möglichst auch aus dem Bewusstsein verdrängen, ohne doch die Angst davor zu verlieren. «Die Friedhöfe sind sozusagen in den Untergrund gegangen», so, pointiert, wird diese Situation charakterisiert.

*

«Schulbericht zuhanden der Inspektorenkonferenz» lautet der Untertitel; der Roman gibt sich als ein voluminöser Rechenschaftsbericht an ein fingiertes pädagogisches Gremium, als ein Riesenschrift, in dem ein dreissigjähriger Lehrer seinen Fall und die besondere Situation des Schulhauses von Schilten darzulegen versucht, protestiert gegen die permanente Herausforderung und Drohung eines Schulhauses, das, neben einem Feldfriedhof gelegen, der Vorbereitung auf das Leben dienen soll und statt dessen nichts als den Ausblick auf den Tod bietet.

Da ist ein vorgeschobener, fingierter Erzähler, der zugleich Hauptfigur, Zentrum und Beobachter des Ganzen, auch seiner selbst, ist – bei dessen Person man aber umsonst nach biographischer Information suchen wird. Ein hochbewusster, zugleich zunehmend kranker Geist – ohne Kindheit, ohne Herkunft, ohne Jugend, ohne Liebschaften, ohne Freunde; da gibt es kein frühkind-

liches Trauma, das seine seelische Gebrochenheit erklärte, kein Vorfahr, der ihm seine besonderen Eigenschaften, seine Neigung zur Schwermut oder, kontrastierend, zur Clownerie vererbt hätte. Eine Leerfigur gewissermassen – höchstens dass seine Namen einigen Aufschluss geben. Der «*Scholarch*» heisst Peter Stirner, nennt sich aber in seinem Bericht hartnäckig Armin Schildknecht. Peter Stirner: der Name könnte auf eine gewisse Kopflastigkeit deuten, und tatsächlich ist sein Träger ein Polyhistor, gierig in Büchern nach genauen Informationen stöbernd, ein juristischer Formalist auch, vom Wunsch umgetrieben, jedem Faktum, auch dem absurdesten, ein Reglement überzustülpen. Wichtiger freilich ist sein selbstgewähltes Pseudonym, eine Bezeichnung, die seine ganze Existenz umfasst, die nennt, was ihn auffrisst. Armin Schildknecht – ein Knecht Schiltens, ein Sklave dieses besonderen Ortes ist er wirklich. Vielmehr: er ist ein Seismograph des Ortes, ein pathologisch genau registrierendes Bewusstsein dieses regionalen Kuriosums, in dem Schule und Totenacker nicht nur nebeneinander, sondern ineinander sind, fast eine Einheit: die Turnhalle dient als Abdankungsstätte, und die Schulhausglocke ist in erster Linie Totenglocke, mit der nicht nur Beerdigungen eingeläutet, sondern vor allem auch die Sterbefälle durch das sogenannte «*Klenken*» angezeigt werden (über das Schildknecht ausführlich und mit volkscundlicher Aufmerksamkeit referiert). Armin Schildknecht sitzt mitten in einer zugleich verrückten und realen Verstrickung von Tod und Leben, hört die alte Sumiswalder Uhr die Zeit abzählen, hört die Klenkschläge, die Information liefern über Alter und Ge-

schlecht der Verstorbenen, in der eigenen Wohnung dröhnen und weiss oft nicht mehr, ob es in Wirklichkeit oder nur in seinem Kopfe klenkt. Ein Ausgesetzter und ein Gefangener zugleich, registriert er mit berserkerhafter Gründlichkeit, was er wahrzunehmen gezwungen ist. Beobachten ist für ihn eine Form der Selbstverteidigung, und was er nicht wahrnimmt, erarbeitet er sich mit wissenschaftlicher Akribie aus Büchern. Er lebt sich in den Ort hinein, denkt den einmaligen Zusammenfall von Leben und Tod bis in die letzten Konsequenzen hinaus.

Bezeichnend ist schon das erste Quartheft seines aus zwanzig ebensolchen Heften bestehenden Berichtes. In seinem Bemühen, dem Schulinspektor, der einzigen realen, ihm bekannten Figur der bloss vorgestellten Inspektorenkonferenz, die besonderen räumlichen Verhältnisse Schiltens bekanntzumachen, ihm zu beweisen, dass «die stille Dauerpräsenz eines halbverwahrlosten Feldfriedhofs alle pädagogischen Bemühungen im Keime erstickt», malt er sich einen Besuch dieses Inspektors in Schiltens aus: er würde ihn dabei in die Turnhalle führen und auffordern, die Kletterstange bis zur Spitze emporzuklettern, um, oben angekommen, selber wahrzunehmen, was sich den Schiltener Schülern als Lohn ihrer gymnastischen Anstrengung präsentiert: nichts als der Blick auf den Totenacker.

«In einer von lockeren Freiübungen durchsetzten Turnhallen-Unterredung, Hüpfen, Grätschen, Liegestützen, Rumpfbeuge vorwärts und rückwärts, hätte ich Ihnen, vom Tamburinklopfen rhythmisch unterstützt, erklärt, gezeigt, bewiesen, dass seit Generationen jeder Schüler von Schiltens – linkszwei, linkszwei, rechtszwei, rechtszwei, Herr Inspektor, Knie

durchstrecken, mit den Fingerspitzen die Zehenspitzen berühren –, jeder Schüler von Schilten, der in den vorgeschriebenen 5,2 Sekunden das obere Ende einer Kletterstange erreicht, der aus der dumpfen, grünen Saaldämmerung in die lichte Oberzone hochschnellt, womit belohnt wird? Mit der Aussicht auf den Schiltener Friedhof, den sogenannten Engelhof.»

Eine Szene von kaum zu überbietender Skurrilität: der Schulinspektor, würdiger und vom Verfasser des Berichts durchaus respektierter Vorgesetzter, den man sich kaum anders als in korrektem Anzug vorstellen kann, wird dem Turnstunden-Drill ausgesetzt; die Kletterstange, Anlass athletischer Bewährung für die Sportlichen, Requisit der Angst für die Ängstlichen und Ungeschickten, wird unversehens zum Symbol für alle menschliche Anstrengung, alles Emporarbeiten überhaupt, welches am Ende doch nichts anderes bietet als die Aussicht auf den Tod. Dem ungeheuren Thema, das auch in der banalen Turnstunden-Umgebung ein ungeheures Thema (im Doppelsinn des Wortes!) bleibt, entspricht der weit-ausholende Satz, in dem die Anstrengung des Lebens und die Gräberperspektive in eins zusammengefasst werden. Als Ergänzung und komischer Kontrapunkt zum grossen Thema dann die Anreihung von Realien, von gewöhnlichen Turnübungen und Kommandos, mit fühlbarer Freude aufgezählt. Die groteske Situation einer Todes- und Lebenskunde in Form eines privaten Turnunterrichts wird für den Schreibenden wie auch für den Leser detailgenaue Realität, der Inspektor mit Worten tatsächlich in die turnerische Disziplin gezwungen.

Man könnte sagen, dass in dieser einen Szene die Welt Schiltens, Botschaft und Drohung dieses Ortes, im kleinen dargestellt sei, Leben und Tod gewissermassen in eine Nussschale gefasst. Und im Leser mag die Frage auftauchen, ob es denn nötig sei, die alte Wahrheit, das *Media in vita in morte sumus*, die sich doch hier in eine einzige skurrile Metapher zusammenziehen lasse, auf dreihundert engbedruckten Seiten auszubreiten. Die Frage ist begreiflich, und vielleicht ist in diesem Roman die Tendenz, jede einzelne Situation auseinanderzufälteln, sprachliche Einfälle auszuführen gelegentlich tatsächlich ins Extrem, bis an die Grenze des Möglichen geführt worden. Aber dieser Punkt ist höchstens zweitrangig. Entscheidend ist, dass, nach der Intention des Autors und in der Detailausführung, «*Schilten*» keineswegs angelegt ist als eine erzählerische Metapher für die Todesnähe, sondern als ein Roman, der, im Sinne einer Definition von Hermann Broch, die Totalität einer Welt geben soll. Aber was für einer Welt! Einer Totenwelt, vielmehr einer vom Tod eingeschlossenen, vom Tod durchsetzten Welt, in welcher jedes Element auf das Sterben hin gesehen wird: der Wald unter dem Zeichen des Kahlschlags, Tiere in der (fachkundig geschilderten) Methode, Vögel auszustopfen, das Leben des Lehrers als eine besondere Form des Lebendigbegrabenseins.

Nicht dass die Grenze zwischen Leben und Tod überschritten würde! Das Buch ist keine *Divina comedia* im kleinen, erzählt keine Hadesfahrt. Hermann Burger ist zu realistisch-kritisch, bei aller Phantasie zu wenig Phantast, als dass er jene Welt zu beschwören versuchte, von welcher keiner wiederkehrt. Er beschreibt den gerade noch erfahr-

baren Grenzbereich, das «*Niemandland zwischen Leben und Tod*»: die letzte Minute des Selbstmörders, den letzten Gedanken, der dessen Hirn durchzuckt, die Reflexe, die den sterbenden Körper durchzittern, die Arbeit des Totengräbers (der Wiederkehr heisst, wohl weil er von der äussersten Grenze des Lebens immer wieder zurückkehrt), den Todeswunsch und die «*Angerschwer-mut*».

Das Niemandland zwischen Leben und Tod zu beschreiben, den Tod zu zeigen und das Leben als einen Weg, der zum Tode führt: es gibt kaum ein Thema, das allgemeiner, umfassender wäre. Dies allgemeinste Thema aber wird exemplifiziert an einem extremen Sonderfall. Der Leser, vor allem der mit ländlichen Verhältnissen nicht vertraute Leser, wird das Schiltener Schulhaus und vieles, was an Sterbebräuchen geschildert wird, als ein Produkt dichterischer Phantasie nehmen. Aber: Schiltener ist geographisch nachzuweisen – nichts ist bekanntlich verrückter als die Realität! Aber auch wenn es existiert: Schiltener, dies Ineinander von Tod und Leben, in völliger Isolation, fern von menschlichen Behausungen, es bleibt ein pathogener Sonderfall, und die Spannung zwischen dem umfassenden, zentralen Thema und dem Kuriosum des dargestellten Beispiels ist höchst bezeichnend für das Buch und eine Ursache für dessen Skurrilität, das stete Nebeneinander von Ernst und Lachen: Ernst, der bis zur Verzweiflung, Lachen, das bis zur geistreichen Blödelei geht.

Ein weiteres Merkmal, auch es Element der Skurrilität, ist die schon erwähnte Detailfreude, ja Detailbesessenheit, ergänzt durch einen ausgeprägten Vollständigkeitsdrang: beides nicht et-

wa Beweis der Weltfreude und Welt-sicherheit, vielmehr Zeichen eines ver-zweifelten Versuchs, sich einer beängstigen-den Welt zu bemächtigen, durch Ge-nauigkeit und Wissen und Logik einer entschwindenden Wirklichkeit Herr zu werden. Der Skribent, Armin Schildknecht, lebt in der Abgeschlossenheit von Schule («*im Isoliermaterial seiner Klasse*») und Feldfriedhof, er kommt der Welt mehr und mehr abhanden: um so dringender versucht er, sich schreibend eine Welt zu schaffen, diese mit Details zu zementieren, als wirklich auszuweisen, abzurunden durch den Versuch der Vollständigkeit. Genauer ist nie die Arbeit eines Totengräbers beobachtet worden: vom ersten Spatenstich vier Uhr morgens, bis zum Freischaufeln des alten Skeletts, das dem neuen Toten Platz machen muss: «*Mit einem Hieb wird der verpappte Brustkasten aufgespiesst. Nach und nach kommen die braunviolett verfärbten Knochen zum Vorschein, die Keulen, die Oberschenkel und Schienbeine, das zerbrochene Becken, Armspeichen, Rippen, Handwurzelstücke, der Unterkieferknochen und lehmverschmierte Scherben der Schädeldecke. Alles auf den Aushub und mit dem Aushub nachher wieder ins frische Grab.*» Und wo Beobachtung nicht ausreicht, setzt Faktenwissen ein, wird Armin Schildknecht, und mit ihm der Autor, zum Stöberer, der das Funktionieren der Sumiswalder Uhr und die Geschichte des Harmoniums erforscht und dem erstaunten und amüsierten Leser vermittelt.

Eine wichtige Rolle spielen auch Statistiken und Reglemente aller Art, wirkliche und solche, die der Realität, leicht parodierend, nachgebildet sind. Und zwar werden diese Garanten der Objektivität, zum mindesten der Schein-

Objektivität, gerade dort eingesetzt, wo Zahlen und Vorschriften nichts mehr ausrichten können oder lächerlich sind. Mit seinen Schülern stellt Schildknecht die erste Besucherstatistik verlassener Feldfriedhöfe in Tabellenform zusammen, er laboriert, halb träumend, an einer neuen Friedhofsverordnung herum, sammelt letzte Verfügungen über den Scheintod und Anweisungen zur Wiederbelebung von Scheintoten, sucht den Zustand des Verschollenseins juristisch abzuklären. Das auf eine entsprechende Verordnung abgestützte «*Briefträgerreglement B 13*» wird ausführlich zitiert und diskutiert, aber letztlich nur, um auf eine Lücke desselben hinzuweisen: es enthält keine Anweisungen, «*wie sich das Zustellpersonal zu verhalten habe, wenn keine Post vorliege. Es redet nicht von den Einsamen, die, postalisch unterernährt, darben müssen*». Das heisst: es ist nur deshalb so ausführlich und amüsant von Paragraphen und Ziffern, Verjährungsfristen, Postgeheimnis, Klebezetteln mit «*Unbekannt*», «*Annahme verweigert*» und «*Eigenhändig*» die Rede, damit die Einsamkeit des Armin Schildknecht («*In zehn Jahren kein einziger wichtiger Brief, Herr Inspektor*») ohne larmoyante Klagen, in formalistischer Analyse eines bestimmten Tatbestandes dargestellt werden kann. In Armin Schildknechts Versuch, das Briefträgerreglement B 13 auch auf jene anwendbar zu machen, die in einem «*Postvakuum*» leben, versteckt sich die Absicht des Autors, die Aufmerksamkeit auch auf Randexistenzen und Grenzgänger zu lenken, die völlig ausserhalb aller Normalität, auch jener der reglementarisch noch erfassbaren Spezialfälle, leben.

Bei einer Betrachtung stilistischer

Eigentümlichkeiten darf aber nie ausser acht gelassen werden, dass der Roman unmissverständlich als ein Stück Rollenprosa konzipiert und geschrieben ist. Keineswegs geht es an, den Autor Hermann Burger mit seiner Figur Armin Schildknecht, die ihrerseits die Autorenrolle usurpiert hat, gleichzusetzen, obwohl natürlich eine scharfe Trennung nicht möglich ist. Ja, es dürfte nicht einmal ganz richtig sein, anhand von diesem Roman vom «*Stil Hermann Burgers*» zu reden und in einem nächsten Buch etwa eine ähnliche Sprache zu erwarten. Der Bericht ist aus dem Geist Armin Schildknechts geschrieben, wenn man nicht sogar sagen muss, dass darin ein Ort zu Sprache geworden ist, und es ist Hermann Burger auf bewundernswerte Weise gelungen, der inneren Welt eines Menschen ihr sprachliches Äquivalent zu geben: in bewusster Übertreibung des umständlichen Stils eines offiziellen Berichts, unterbrochen durch Spintisieren und Grübeln. Der Bericht an die Inspektorenkonferenz ist das Produkt eines gefährdeten, eines kranken Geistes – ohne dass freilich diese Krankheit klinisch beschrieben, ja auch nur definiert wäre: von psychosomatischen Leiden ist die Rede, von der Erfahrung der Leere, von «*Angerschwermut*»; ein Versicherungsbeamter diagnostiziert, frei nach psychiatrischem Lehrbuch, eine Neigung zur Hebephrenie.

Schreiben aus der Erfahrungswelt eines Kranken – das Thema scheint gegenwärtig in der Luft zu liegen. Die Kreativität der Geisteskranken, das Zerfliessen der Grenzen zwischen Krankheit und Normalität sind in den letzten Jahren vieldiskutierte, ja modische Themen geworden. Burgers Roman gewinnt durch diesen Aspekt eine

besondere Aktualität. Gewisse stilistische Eigentümlichkeiten seines Werkes erinnern denn auch an die Produkte Geisteskranker, etwa an die Autobiographie Adolf Wölflis, die eben jetzt in Auszügen zugänglich wird: die Detailbesessenheit, der Vollständigkeitsdrang, aber auch Skurrilität und Freude am Sprachspiel. Nur dass in «*Schilten*» diese Eigentümlichkeiten sich nicht zwanghaft ergeben, sondern bewusst eingesetzt, virtuos variiert und zu einem eigentlichen Artefakt stilisiert werden. Und es wäre ganz falsch, den Roman als Krankengeschichte zu lesen: der Bericht spiegelt nicht primär die innere Welt eines Kranken, sondern eines durch Einsamkeit und Angst gefährdeten Menschen, dessen Gefährdung sich in Krankheitssymptomen äussert.

*

Armin Schildknecht ist aber nicht nur als ein Kranker und nicht nur als Opfer eines Ortes dargestellt: er ist zugleich das Opfer eines Berufes. Kein Zufall, dass das Zentrum dieser Totenwelt nicht ein beliebiges Wohnhaus ist, sondern ein Schulhaus, ein Gebäude also, in dem Menschen auf das Leben vorbereitet werden sollen; statt dessen werden sie unablässig mit dem Tod konfrontiert. Da sich, einer weitverbreiteten Sitte entsprechend, die Privatwohnung des Lehrers ebenfalls im Schulhaus befindet, ist Armin Schildknecht dem Ort wie dem Beruf fast schutzlos ausgesetzt, und er gibt auch jede Rückzugsmöglichkeit auf, indem er seine Privaträume nur zum Schlafen benützt, für die Lektionenvorbereitung und das Essen aber die leerstehenden Schulräume, «*denn es ist leichter, eine unbe-*

nützte Privatwohnung über sich zu wissen und zu ertragen als eine leere öffentliche Anstalt unter sich».

Die Problematik des Lehrerberufs ist, neben der permanenten Todesnähe, ein wichtiges durchgehendes Motiv des Romans: die Reduktion eines ganzen Lebens auf eine kürzere Periode des Lernens, eine längere des Lehrens, die daraus resultierende Distanz zum Handeln, zur praktischen Arbeit («*Das ist ein Erdarbeiter, wir sind Papierfritzen*», sagt Schildknecht, den Totengräber beobachtend, zu seinen Schülern), das Unechte des didaktischen Fragespiels («*Immer nur Antworten auf Scheinfragen und Fangfragen, die man selber stellt*»), die Vermittlung eines Stoffes, von dem niemand so recht weiss, ob er vermittelenswert ist («*Das Unwesentliche mit perfekter Systematik vortragen und ihm dadurch den Anschein des Wesentlichen verleihen, das nennt man Methodik*»). Manche dieser Aspekte sind gewiss nicht neu, aber sie werden in «*Schilten*» nicht nur brillant formuliert, witzig und pessimistisch zugleich, sondern sie erhalten durch die umgebende Todeslandschaft ihre äusserste Zuspitzung. Am Schicksal des robusten Vorgängers von Schildknecht, des Vollblutlehrers Haberstich, der sich am Tag seiner Pensionierung das Leben nahm, wird der plötzliche Umschlag von Lehrbegeisterung in Lehrernüchterung als extreme Erfahrung der Sinnlosigkeit gezeigt.

Das provozierende Buch eines Nichtlehrers, das den Lehrerberuf ad absurdum führt und das gewiss den einen oder anderen Lehrer beschäftigen und umtreiben wird, aber nicht etwa die Geschichte eines Lehrers oder ein erzählerisch verhüllter Beitrag zur Methodendiskussion. Vielmehr die Darstel-

lung eines gigantischen Kampfes gegen das Gefühl der Sinnlosigkeit allen Tuns, beispielsweise der Vermittlung von Wissen, das doch durch den Tod ausgelöscht wird und in wesentlichen Fragen nichts nützt. Dieser zerstörenden Erfahrung antwortet Schildknecht in einem letzten Akt der Selbstverteidigung mit einer eigenartigen Umkehrung aller Dinge: statt die Schüler «auf das Leben vorzubereiten», schult er sie in der Auseinandersetzung mit dem Tod, lehrt sie, ihn wahrzunehmen; wie wir den Tod vom Leben fernzuhalten suchen, hält er das Leben, die Realfächer beispielsweise, sorgfältig von seinen Schülern fern. Statt Lebenskunde vermittelt er eine weitverzweigte Todeskunde, die vom direkten, durch Anschauung vermittelten Friedhofsunterricht bis zu einem «Scheintotenpraktikum» führt. Aber diese Todeskunde ist insgeheim doch eine Lebenskunde: denn wenn Schildknecht seine Schüler über Begriffe wie Scheintod und Verschollenheit informiert, so beschreibt er damit ja seine eigene Situation und damit eine menschliche Grenzsituation überhaupt: die Situation des Vereinsamten, der, von der Welt vergessen, wie ein Verschollener lebt, des Lebendigbegrabenen, der keine Möglichkeit hat, seinem inneren Gefängnis zu entkommen.

Zwar beginnt der Bericht an die Inspektorenkonferenz vergleichsweise harmlos, in einer skurril verbrämten Scheinnormalität: noch scheint das Schulhaus voller Schüler zu sein, der Lehrer ein gefährdeter, von dichterischer Fabulierlust leicht karikierter Sonderling – aber mehr und mehr nehmen die bedrohlichen, die kranken Züge überhand; was Bericht scheint, enthüllt sich als Fiktion: während

Schildknecht noch vorgibt, Schüler zu haben, schreibt er, längst entlassen und für den Schuldienst als untauglich erklärt, im ausser Betrieb gesetzten Schulhaus, doziert vor leeren Bänken. Und in den letzten Kapiteln verzichtet er auch darauf, die Welt Schiltens zu beschreiben, sich in dieser Beschreibung auszudrücken und zugleich zu verstecken: Schiltens redet gewissermassen aus ihm selbst, aus seinem Wunsch, zu «verschellen», aus der Welt zu gehen, nicht mehr da zu sein. Auch diese Erfahrung wird ins Extrem getrieben: Schildknecht erfährt, bewusst und lebendig, seinen eigenen Tod, zählt die Klenkschläge, die ihm gelten, sieht die Schiltener zu seiner Abdankung kommen. Aber die Skurrilität bleibt bis zuletzt erhalten durch den Einfall, Armin Schiltknecht an seiner eigenen Abdankung in der Turnhalle lebendig und sichtbar teilnehmen zu lassen. Er wird sogar – erfüllter Wunschtraum des Einsamen! – mit Beifall begrüsst.

*

Zu den grossartigsten Passagen des fiktiven Unterrichts gehört die Erfindung von Nacht- und Nebellektionen. Bei den letztern sitzen die Schüler im Nebel verteilt, so dass keiner den andern sieht: nicht zufällig wird auf Hesses berühmtes Nebelgedicht angespielt, aber bei Burger hat die Nebellandschaft und mit ihr die menschliche Einsamkeit die romantische Tönung und die lyrische Weichheit verloren: der Nebel ist grotesk und entsetzlich zugleich, ohne Gefühl wie die Verzweiflung. Die Schüler antworten auf den Appell ihres Lehrers nicht mit ihren wirklichen Namen, sondern mit Zahlen oder, noch gespenstischer, mit Decknamen, als Nebelkrähe,

Nebelhorn, Nebelmeer: sie verlieren im Nebel nicht nur den Nachbarn aus den Augen, sondern auch ihre eigene Persönlichkeit.

Ein Nebel- und Winterbuch. Man kann sich kaum vorstellen, wie es bei Sonne und Wärme überhaupt zu lesen wäre. «*Wir sind ein hibernales Institut*», sagt Schildknecht in seiner preziösen Gelehrtensprache, damit auf die Tatsache anspielend, dass bei Landschulen die Unterrichtszeit tatsächlich vor allem auf den landwirtschaftlich nicht nutzbaren Winter fällt. Zu den Aufgaben des Lehrers gehört es denn auch, eine Klasse «*sorgfältig einzuwintern*». Ein Nebel- und Winterbuch! Und doch kann man sich darüber streiten, wie es zu lesen sei – ob der Schrecken überwiege, den die Todesnähe (ohne tröstenden Ausblick in ein Jenseits, ohne Morgenglanz der Ewigkeit!) und die Gott-

und Menschenverlassenheit Armin Schildknechts hervorrufen – oder das Lachen, das die Skurrilität der Einfälle dennoch auf jeder Seite auslöst. Dass der Humor eine Form der Notwehr ist, um so notwendiger, je stärker die Bedrohung, je grösser auch die Bereitschaft, sich dem Bedrohlichen auszusetzen, das wird gerade in diesem Roman deutlich. Aber auch: dass er eine Form der Freiheit ist, die der Mensch noch in Grenzsituationen bewahren kann und die zwar nicht dem Opfer Armin Schildknecht, wohl aber dem ganzen Werk eine ganz bestimmte, etwas unheimliche Heiterkeit bewahrt.

Elsbeth Pulver

¹Hermann Burger: Schilten, Bericht zuhanden der Inspektorenkonferenz, Artemis-Verlag, Zürich 1976.

**Die erste und einzige
Lebens-, Unfall- und Krankenversicherung
in einer Police.**

ZürichLUK

einfach für alle.

ZÜRICH
VERSICHERUNGEN

8002 Zürich, Mythenquai 2, Telefon 01 36 77 00.



HÖLDERLIN UND HÖLDERLINS SCHATTEN

Peter Härtlings Roman «Hölderlin»

1971 Peter Weiss' Theaterstück «*Hölderlin*», dieses Jahr nun Peter Härtlings sechshundertseitiger Roman mit demselben Titel¹.

Länger ist es wahrscheinlich nicht her, dass die kanonbedingte Popularität des längst als Schulautor abgestempelten und bedenkenlos in die deutsche Klassik integrierten Hölderlin von einer ganz anders gelagerten Popularität abgelöst wurde: einer, die sich auf eine Neuinterpretation stützt, der Hölderlin radikaler ausgesetzt wurde als jeder andere deutsche Dichter der Vergangenheit und aus der er hervorging als ein in seiner gesellschaftlichen und ästhetischen Position und Entwicklung erstaunlich Heutiger, als Aussen-seiter und Antiklassiker, der auf eine Weise und in einem Ausmass in die Gegenwart stösst wie von den alten deutschen Schriftstellern nur noch Bühner.

Peter Weiss' Stück endet mit einem (erfundenen, zeitlich allerdings denkba- ren) Besuch des jungen Karl Marx bei Hölderlin, der seit Jahrzehnten als Wahnsinniger in seinem Tübinger Turm lebt. Weiss macht den Dichter symbolträchtig zum Propheten des Messias Marx («*da können wir endlich was erreichen / da stehen uns die Türen endlich offen*»), lässt er Hölderlin sagen) – eine gewalttätige Aktualisierung, die den Dichter zwar anders, aber letztlich nicht weniger einengt und ideologisiert als frühere Interpretationen.

Von solcher Voreingenommenheit (und Vereinnahmung) ist Härtlings Roman frei, die Aufmerksamkeit und Liebe, womit Härtling Person und Werk,

Leben und Zeit Hölderlins auf- und nachzeichnet, machen dessen Aktualität ebenso unaufdringlich wie nachdrücklich bewusst.

Als Werk *über* Hölderlin wird Härtlings Roman wahrscheinlich lange Zeit beispielhaft sein – beispielhaft als Biographie, obwohl Härtling in den ersten Sätzen sagt: «*Ich schreibe keine Biographie. Ich schreibe vielleicht eine Annäherung. Ich schreibe von jemandem, den ich nur aus seinen Gedichten, Briefen, aus seiner Prosa, aus vielen andern Zeugnissen kenne . . . Er ist in meiner Schilderung sicher ein anderer.*» Die Sorgfalt von Quellenstudium und -auswahl, die Intelligenz und Behutsamkeit der Interpretation lassen aber die Vermutung zu, dass Härtlings «*Annäherung*» an den Gegenstand näher an ihn heran führt als je bei einem Biographen sonst. Soweit der Roman nicht über das hinausgeht, was die vielfache, vielfältige Erläuterung der Dokumente vermitteln kann (nicht eine wertfreie Erläuterung muss das sein, Härtlings subjektive Betroffenheit erweckt weit intensiver zum Leben!), kommt gerade nicht «*ein anderer*» als Hölderlin heraus, ist derjenige Härtlings vermutlich authentischer als der jedes Biographen vor ihm.

Aber Härtling will seinen Hölderlin als Romanfigur verstanden haben, letztlich also als Fiktion. Neben die Dokumente (Hölderlins Werke und Briefe, Zeugnisse seiner Angehörigen, Vertrauten, Freunde und Zeitgenossen, Zeitdokumente überhaupt, Bildnisse) und das, was die Analyse derselben erhellt, tritt eben die Fiktion. Aus dem Werk *über*

Hölderlin wird auch *das Werk Hölderlin*, nicht der authentische Hölderlin (von Härtling als authentisch nachgewiesen) steht dann zur Diskussion, sondern «*der andere*», eine Romanfigur Härtlings (wie schon Lenau eine war, in Härtlings «*Niemsch oder der Stillstand*», 1964). «*Ich muss mich ... hineinfinden, ich muss ... erfinden*», heisst es einmal, und es klingt, als ob sich hineinfinden und erfinden identisch wären, jedenfalls das eine notwendigerweise zum andern führte. Die Diskrepanz zwischen beidem ist aber etwa so gross wie die zwischen Kontemplation und Spekulation, und so legitim und ergiebig im Zusammenhang mit Hölderlin jene ist, so fragwürdig und meist unergiebig dürfte diese sein, weil einer (auch ohne zu wissen, wie der Gegenstand, Hölderlin also, am Ausgangspunkt der Spekulation ist) immer ahnen wird, dass er bedeutender, komplexer sei als am Ende der Spekulation. Hölderlins Eigenleben begleitet Härtlings Spekulation allzu lange und übermächtig, stellt sie in Frage. Für dichterische Spekulation wären demnach eher Figuren ohne Eigenleben anzuraten. Wo die *Romanfigur* Hölderlin gescheitert ist, sagt dies kaum etwas aus über Härtlings schriftstellerische Möglichkeiten, sondern über die Grösse, Rätselhaftigkeit seines Stoffes, des *wirklichen* Hölderlin und seine Unzugänglichkeit. Den unzugänglichen Hölderlin zugänglich zu machen mittels Erfindung (von Dialogen, Situationen, Interieurs zum Beispiel) – das ergibt einen Hölderlin von Härtlings Gnaden, einen annektierten Hölderlin, einen, der zum Reden gebracht wird, wo er vielleicht schwieg, zum Handeln, wo er gelähmt war. Die Annäherung wird da leicht zur Ausweitung, und auch wenn es Härtling da-

bei nie an Respekt und fast nie an Takt fehlen lässt – dem dazuerfundenen Hölderlin geht notwendigerweise die Sprache oder auch Sprachlosigkeit ab, deren es bedürfte, damit die Erfindung neben der Wirklichkeit nicht schattenhaft wird. Härtling will zwar gerade diese Schattenhaftigkeit. «*Er ist ohne Schatten; den Schatten muss ich werfen*», sagt er. Aber der Schatten und dahinter die Körperlichkeit Hölderlins sind in seinem Fall doch wohl eher unwesentlich zur Vermittlung von Anschaulichkeit. Hölderlins Schatten als Beigabe zu Hölderlin selbst ist oft eine fragwürdige Wirklichkeit. «*Ich bemühe mich, auf Wirklichkeiten zu stossen. Ich weiss, es sind eher meine als seine*», sagt Härtling auf der ersten Seite. Und: «*Ich übertrage vielfach Mitgeteiltes in einen Zusammenhang, den ich allein schaffe.*» Solange er nicht mehr tut, sind Härtlings Wirklichkeiten ausreichend getragen von denen Hölderlins, leuchten die einen die andern aus. Wo er weiter geht, Schatten wirft eben, geraten die Wirklichkeiten der beiden auseinander, steht die Härtlings so offensichtlich neben der Hölderlins, dass man die beiden unweigerlich aneinander zu messen beginnt. Und damit vor allem das, was beide Wirklichkeiten trägt: die Sprache. Wenn zum Beispiel Härtling Hölderlin ein nirgends bezugtes Gespräch führen lässt, ihm also seine, Härtlings, Sätze in den Mund legt, stellt sich angesichts ihrer Eingänglichkeit und Schlichtheit Unbehagen ein. «*Ich wollte, ich könnte ... in einem langen Satz schildern, atemlos und anschaulich ...*», formuliert Härtling selber, und dieser lange, atemlose Satz hätte vielleicht die Explosivkraft, Radikalität der Sätze Hölderlins. Härtling wagt (und sicher zu Recht) diesen Satz, diese Sprache, die nicht die

seinen wären, nicht. Solange er sich mit den ihm möglichen und eigenen Sätzen seiner Figur nur annähert, sind sie exakt, wohltuend, eine Hilfe. Sobald er sie ihr aber in den Mund legt, als die ihren aufdrängt, werden sie unzureichend. Dabei ist Härtling auch da jegliche Gewalttätigkeit, ist ihm die Grobschlächtigkeit Peter Weiss' fremd. Aber sein sprachlicher Takt, seine Diskretion und damit eine Art Glätte bringen Hölderlin allzu oft um seine starke, beunruhigende Unmittelbarkeit.

Dies sei an einem Beispiel erhärtet. Härtling verbindet an einer Stelle zwei Fakten: erstens, dass Marie Rätzer, die als Vertraute Susette Gontards und Hölderlins Liebe gegen die feindliche Umwelt abschirmt, im Juli 1797 heiratet, also das Haus der Gontards verlassen wird; und zweitens, dass Hölderlin am Tag der Hochzeit seinem Freund Neuffer einen schwermütigen Brief schreibt. Dass der düstere Brief mit dem heiteren Ereignis in Beziehung gebracht wird, ist legitim. Aber *wie* verbindet Härtling Hochzeit und Brief? Er lässt Hölderlin vom Fest weglaufen: *«Er setzt sich in eine Laube. Wieder legt sich Tonlosigkeit über alles. Die Vögel singen; er hört sie nicht. Der Wind bringt die Blätter zum Rascheln; er hört sie nicht. Er sieht den alten Diener Weidemann zum Tor gehen; er hört die Schritte nicht.»* Dann folgt ein langes Zitat aus dem Brief an Neuffer. Was sich hier dokumentarisch gibt, ist natürlich Erfindung. Sie schafft, gewiss unaufdringlich, unpathetisch, Stimmung – aber Stimmung wird der weit härteren, auswegloseren Wirklichkeit des nachfolgenden Briefs nicht gerecht, bettet diese ein in eine sanfte herbstliche Melancholie. *«Oh Freund! Ich schweige und schweige, und so häuft sich eine Last auf mir, die*

mich am Ende fast erdrücken, die wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muss ... Ich bin zerrissen von Liebe und Hass.» Härtlings vorher zitierte Sätze, die zunächst nahtlos in diejenigen des Briefes überzugehen scheinen, werden ihnen gegenüber in Wirklichkeit harmlos, unproblematisch. Der erfundene einsame Hölderlin in der Laube wird gegenüber dem wirklichen des Briefes und gegenüber seiner Gebrochenheit, Verzweiflung zum Klischee.

«Also nehme ich Abstand, erfinde ihn, bewege ihn, lasse ihn so wenig wie möglich von dem wissen, was ich weiss ...», beschreibt Härtling seine Methode. Er unterschätzt, so weit er so vorgeht, Hölderlins Wissen, das dem seinen in jedem Fall überlegen ist. Härtling selber weist dies nach. Was er vom wirklichen Hölderlin erschliesst, erübrigt den fiktiven weitgehend. Wo *er sich um Hölderlin herum bewegt*, erfasst er dessen Dimensionen genauer und ergreifender, als wenn er *ihn bewegt*. Wenn er dies tut, hebt er im Grunde den Abstand wieder auf, wird vom Betrachter zum Jongleur. Er jongliert bravourös – aber Hölderlin wird dabei leichtgewichtig, wird popularisiert: mittels Alltäglichkeit (ein Mensch von Fleisch und Blut, der schwäbelt), oder auch Idealisierung. *«Ich will ihn nicht als Helden und dennoch ist er eine Ausnahme»*, sagt Härtling. Aber er entgeht der Heroisierung oft genug nicht: *«Empfindlicher als andere, vielleicht auch wacher, auf jeden Fall verletzter und verletzbarer»*, will er den jungen Hölderlin haben. Da äussert sich die Furcht, zuviel zu sagen, zu Dramatisches und Attraktives – und es wird dann doch gesagt.

Damit kann aber die Zweifel anmel-

dende Auseinandersetzung mit Härtlings Buch ad acta gelegt werden. Es müsste nun der Versuch gemacht werden darzulegen, was es an Hölderlin nicht *erfindet*, sondern *auffindet*. Es ist genug, um letztlich Respekt und Bewunderung abzunötigen.

Hölderlin als der Zeitgenosse der französischen Revolution, als derjenige, dem Freiheit und Demokratie ungleich viel komplexere Erfahrungen und Begriffe sind als allen andern, den Philosophen Fichte, Schelling, Hegel, seinen Freunden, zum Beispiel, aber auch den Pragmatikern Sinclair und Ebel; Hölderlin, dem deren Illusion angesichts der Entwicklung des revolutionären Gedankens nicht erspart bleibt, der aber im Gegensatz zu den meisten von ihnen sich nicht in rettende Systeme (poetische oder weltanschauliche) rettet, sondern an der Desillusion zerbricht – und sie dennoch nicht das Letzte sein lässt: «*Da die Gegenwart die Gedanken über Demokratie, Weisheit, Vernunft des Menschen ausschlägt, muss man sie in die Zukunft werfen*», schreibt er an den verbitterten Ebel nach Paris. *Diesen Hölderlin hat noch keiner so sorgfältig, unanfechtbar erarbeitet wie Härtling, keiner wendet sich so dokumentiert und legitimiert gegen die Hölderlin-Interpreten, die den Dichter ins Poetische, ins rein Geistige zu entrücken versuchen. Er war ein politischer Kopf und ein radikaler Demokrat.*» Und niemand schliesslich hat so einleuchtend die Zusammengehörigkeit von Hölderlins «*Empedokles*» und späten Gedichten mit seinem Existenz- und Zeitgefühl beschrieben: «*Für ihn ist das Fertige, Ausgesprochene, Geschliffene unwichtig geworden. Das Gedicht will nicht mehr sein als ein Entwurf (wie die Geschichte, der er zusieht). Ein Entwurf allerdings,*

der immerfort, mit einer inständigen Geste über sich hinausweist.» In der Entdeckung der Entwurfs-, Utopiedimensionen in Hölderlins Werk und Existenz erschliesst sich seine unumgängliche Aktualität.

Und gerade hier erfahre ich Entscheidendes auch über den Schriftsteller Härtling, seine Position und Entwicklung, seine Ängste und seine Zuversicht, hier wird sein Buch wieder «*Literatur*». Ohne dass Härtling mit Fiktionen arbeitet. Nur dadurch, dass er sich selber preisgibt – er braucht das nicht einmal auszusprechen. Die an Hölderlin aufgezeigte Problematik – «*Die Täter flossten ihm Zeit seines Lebens Angst ein und zogen ihn gleichermaßen an. Er brauchte sie für sein Denken, doch sein Denken verliess sich nicht auf sie*» – ist die Härtlings. Und Härtling spricht auch aus Hölderlins Antwort auf Schellings Frage, ob er meine, «*dass es nie eine Versöhnung zwischen Anspruch und Hoffnung geben kann*»: «*Vielleicht, Schelling. So weit habe ich noch nicht zu denken gewagt. Dass ich die Spaltung erkannt habe, ist mir im Moment genug.*» Hier sind die Figuren und ihr Gespräch *rekonstruiert*, nicht *konstruiert*.

Dass Härtling sich der Fragwürdigkeit jeder anderen Methode bewusst ist (er reflektiert seine Methoden im Buch auch fortwährend, ohne Koketterie, aus einer vielfach zur Sprache gebrachten Skepsis heraus), zeigt der Schlussteil des Romans, der die siebenunddreissig Lebensjahre des wahnsinnigen Hölderlin in Tübingen beschreibt. Auf nicht einmal zwanzig Seiten. Jetzt, wo er Hölderlin wirklich zu *seiner* Figur machen könnte («*Ich wünsche mir, dass er meine Figur sei*», schreibt er früher einmal), weil er jetzt erst «*sich selbst nicht und*

kein anderer ihn bezeugt», jetzt wo also Härtling, ungestört beinahe, dazuerfinden könnte, verstummt er, lässt er sich über den dokumentierten Hölderlin hinaus höchstens noch auf ein unsicheres, verzweifelt Fragendes ein: «Hat er wirklich keine Erinnerung? Hat die ungeheure Wut ihm alle Bilder aus dem Kopf gefegt? Spielt er, will er Rätsel aufgeben?»

Dass Härtling einen am Ende derart allein lässt mit Hölderlin, ist ein besonders ergreifender Hinweis darauf, was er ihm bedeutet.

Heinz F. Schafroth

¹Peter Härtling, Hölderlin, Ein Roman, Luchterhand-Verlag, Darmstadt 1976.

«DIE LINKSHÄNDIGE FRAU»

Eine neue Erzählung von Peter Handke

Peter Handke, der von sich gesagt hat, er sei ein Bewohner des Elfenbeinturms, hat eine Erzählung geschrieben, die vom Thema her ein Beitrag zur feministischen Bewegung sein könnte¹. «Die linkshändige Frau» berichtet von einem Versuch, sich zu lösen und sich zu finden, Freiheit zu wählen und zu bestehen; am Schluss sagt Marianne, die ihn unternommen hat, zu ihrem eigenen Spiegelbild spät in der Nacht, wenn die letzten Gäste gegangen sind: «Du hast dich nicht verraten. Und niemand wird dich mehr demütigen!» Das sind – im Kontext von hundertdreissig Seiten Prosa – überraschend starke Worte, die zusammen mit dem Ausrufszeichen, das sie bekräftigt, auf einen heftigen inneren Aufruhr deuten könnten. Aber dann setzt sich die Heldin in ihr Wohnzimmer, schenkt sich noch einen Whisky ein, holt Bleistift und Papier und fängt zu zeichnen an, nicht schwungvoll, eher zittrig; aber dazwischen gelingen ihr immerhin Striche in einer einzigen Bewegung. Zeichnet sie einfach so vor sich hin? Ist es eine

Therapie? Jedenfalls ist keine Gemütsbewegung mehr zu erkennen darin. Zum aktuellen Thema, dass sich eine Frau aus der Bevormundung durch den Mann befreit, kommt dieser offenbar ebenfalls aktuelle Gleichmut hinzu. Es gibt ein paar Stellen in Handkes Erzählung, bei denen man wie bei den oben zitierten Sätzen eines Selbstgesprächs erwartet, jetzt komme gleich ein Ausbruch. Aber die Wogen glätten sich, kaum dass der Sturm auch nur seine Vorboten vorausgeschickt hat. Wenn der aktuelle Bezug zu feministischen Tendenzen den Eindruck erweckt, Peter Handke habe dem Elfenbeinturm den Rücken gekehrt, so hindert uns die Windstille in Mariannes Gemüt, etwa an Engagement zu denken. Hier wird nicht mit den Mitteln der Literatur in Vorgänge eingegriffen, die sich vielleicht eben jetzt entscheiden. Hier wird dargestellt, beschrieben und erzählt. Was die Frau tut, was sie denkt und spricht, ist Gegenstand literarischer Gestaltung.

Wenn übrigens nicht die inhaltlichen Hinweise wären, auch nicht die Gegen-

wartswörter wie *«Bungalowsiedlung»*, so läse sich das schmale Buch wie eine Erzählung des reifen Goethe. Es waltet darin ein geradezu klassischer Stil, und dass ich damit nicht übertreibe, wird durch das Zitat aus den *«Wahlverwandtschaften»* bestätigt, das Handke auf die letzte Seite des Buches setzen liess:

«So setzten alle zusammen, jeder auf seine Weise, das tägliche Leben fort, mit und ohne Nachdenken; alles scheint seinen gewöhnlichen Gang zu gehen, wie man auch in ungeheuren Fällen, wo alles auf dem Spiele steht, noch immer so fort lebt, als wenn von nichts die Rede wäre.»

Auf geradezu verblüffende Weise gleicht Handkes Diktion diesem Muster, das auch thematisch die gemässigte, beruhigte Mittellage einhält, den Gleichmut, der von Glück und Trostlosigkeit Distanz hält.

Folgendermassen beginnt Handkes Erzählung: *«Sie war dreissig Jahre alt und lebte in einer terrassenförmig angelegten Bungalowsiedlung am südlichen Abhang eines Mittelgebirges, gerade über dem Dunst einer grossen Stadt.»*

Der Eröffnung folgt in makelloser, geschmeidiger Sprache die Exposition: Der Vater, den die Frau und das Kind einfach Bruno nennen, kommt nach mehrwöchiger Geschäftsreise aus Skandinavien zurück. Es wird seinetwegen keine Empfangsfeierlichkeiten geben. Zunächst sitzen Mutter und Kind noch im Wohnzimmer, das Kind übrigens an einem Aufsatz mit dem Titel *«Wie ich mir ein schöneres Leben vorstelle.»* Seine einfachen Gedanken spiegeln eine Welt, in der es keine Spannungen gibt. Es stellt sich vor, schöner sei das Leben, wenn es weder kalt noch heiss sei, wenn immer ein lauer Wind wehe, wenn man alles schon wüsste und nichts mehr

zu lernen brauchte. Störungsfreie Monotonie als erstrebenswerter Zustand: selbst in Fällen, *«wo alles auf dem Spiele steht»*, werden die Menschen, in deren Obhut dieses Kind aufwächst, daran festhalten. Das Kind setzt sich vor den Fernseher und zeigt keine Lust, die Mutter zum Flughafen zu begleiten. Sie fährt allein. Handke beschreibt genau die müde Umarmung, mit der sich Mann und Frau begrüssen. Im Wagen dann macht er ihr eine Liebeserklärung. Er habe da oben in Finnland oft an sie gedacht, habe zum erstenmal das Gefühl gehabt, dass sie zusammengehörten, und das sei seltsamerweise ein so starkes Gefühl gewesen, dass er jetzt sogar ohne die Frau und das Kind leben könnte, nachdem er diese Erfahrung gemacht habe. Die Frau hört zu, legt dann die Hand auf sein Knie und fragt: *«Und die Verhandlungen?»* Da ist eigentlich schon alles gesagt. Es walten Genauigkeit und Kühle in diesem Bericht. Das Leben geht seinen Gang, geordnet, zivilisiert und wie es sich gehört in gehobenen Kreisen. Die Frau scheint gelegentlich einen Mangel zu verspüren. Sie hätte vor ihrer Haustür lieber eine stinkende Pizza-Bude als die ordentlichen Plattenwege.

Was löst ihren Entschluss aus, den Mann fortzuschicken? Sie muss spüren, dass Brunos Liebeserklärung im Grunde nichts weiter ist als Deklamation. Am gleichen Abend erzählt er beiläufig, er habe im Flugzeug einen Roman gelesen, in dem ein Diener vor seinem Herrn steht und in seiner würdevollen Dienstbereitschaft *«die reife Schönheit iahrhundertealten Feudaldienstes»* darstellt. Er spricht davon unverkennbar mit Bewunderung. Die Frau, heisst es, wendet sich ab, und gleich darauf schaut sie in seiner Richtung, ohne ihn anzu-

sehen. Unmittelbar nach diesem Vorgang, der sich während des Nachtessens im Hotelrestaurant abspielt, entscheidet er selbstherrlich, dass sie im Hotel bleiben werden. Er will sofort mit seiner Frau schlafen, er verfügt über sie.

Es kommt zur Trennung, undramatisch und übrigens von seiner Seite widerstandslos. Die Frau lebt in der Folge mit dem Kind allein im Bungalow. Ab und zu wird sie noch von Bruno besucht, manchmal von ihrem Verleger – sie arbeitet als Übersetzerin – und einmal auch von ihrem Vater. Ausserdem gibt es da einen Schauspieler, der sie umwirbt. Aber im Grunde hat sich für sie wenig verändert. Einmal wird eine Stelle aus dem Buch zitiert, das sie gerade übersetzt: «*Der Mann, von dem ich träume, das wird der sein, der in mir die Frau liebt, die nicht mehr von ihm abhängig ist.*» Sie liest den Satz noch einmal und hebt die Achseln.

Einmal noch bricht Bruno in ihr bewegungsloses Dasein ein; sie liegt schon im Bett, als er von draussen heftig an die Jalousie schlägt. Es zeigt sich, dass er mit der neuen Lage nicht fertig wird. Er gebärdet sich wie ein trotziges Kind, er beleidigt sie gar: «*Du und dein neues Leben! Ich habe noch nie eine Frau gesehen, die ihr Leben auf die Dauer geändert hat. Nichts als Seitensprünge – danach wieder die alte Leier. Weisst du was? Das, was du jetzt tust, wirst du später als vergilbte Zeitungsausschnitte durchblättern, als einziges Ereignis in deinem Leben! Und dabei wird dir klar werden, dass du nur der Mode nachgelaufen bist: Mariannes Wintermode!*» Sie lässt sich nicht aus der Fassung bringen und findet nur, er sehe furchtbar traurig aus.

So alltäglich und an sich unbedeutend die Vorgänge sind, die Handke

erzählt, so beunruhigend sind die Fragen, die sich daraus ergeben. Man kommt dem Buch mit einer Inhaltsangabe niemals bei, man verfälscht mehr, als man erklären könnte. Nichts deutet darauf hin, dass ein «ungeheurer Fall» vorliege, worauf immerhin das Goethe-Zitat anspielt. Aber alles lässt ahnen, dass unter der kühlen und bewegungslosen Oberfläche Entscheidungen von einiger Tragweite heranreifen. An der Stelle, an der vielleicht die Schwelle erreicht ist, das Tor zu einer neuen Freiheit Mariannes, setzt Handke einen Liedtext hin, von dem es heisst, die Frau habe in der Nacht immer wieder diese Platte aufgelegt und Musik und Text in sich aufgenommen. Es ist die Platte, die der Erzählung den rätselhaften Titel gegeben hat: «*Die linkshändige Frau.*» Es geht um das Merkmal, das einen Menschen von den vielen Gleichen unterscheidet. Dass sie den Telephonhörer andersherum auflegt und den Bleistift links neben den Block, genügt schon als Zeichen. Marianne begreift es, indem sie der Musik zuhört. Gespräche mit dem Kind auf einer Bergwanderung, Erinnerungsfetzen, dann die Szene mit Bruno im Kaufladen: da ist die veränderte Situation schon gefestigt, die neue Form des Daseins hält stand. Aus einer Möglichkeit ist Realität geworden.

Es ist eine Thematik, die schon im Prosastück «*Die Stunde der wahren Empfindung*» in den Mittelpunkt der Arbeit Handkes gerückt ist. Er scheint einen Ort zu suchen, eine Lebensform, die Unbewegtheit und Intensität zugleich anbieten. Es ist kein Weg nach innen, den er nachzeichnet, aber auch kein Aktionismus. «*Die linkshändige Frau*» führt einen Menschen vor, der sich löst und verharret, der unmerklich in eine intensiv

empfundene Identität mit sich selbst hineinwächst, ohne grosse Gebärde, die Pflichten des früheren Lebens fast ebenso wahrnehmend wie die Veränderungen, die ihn stärker machen. Das Paar Bruno und Marianne, auch der Verleger, Franziska, die Freundin, die paar Menschen, welche die Erzählung vorführt, sind für mein Gefühl etwas blässlich und blutarm. Unmittelbarkeit, Ursprünglichkeit ist ihnen fremd. Sie sind Kinder einer Zivilisation der klimatisierten Räume und der Shopping Center. Aber wenn sich in mir etwas gegen diese lauen, mittleren Temperamente auflehnt und ich wünschen möchte, sie möchten einmal doch mit der Faust

auf den Tisch schlagen oder doch entschieden ihre Konsequenzen ziehen, muss ich dennoch zugeben, dass die Kühle und die Windstille, in der sich alles abspielt, das Ausserordentliche des Vorgangs nur noch deutlicher machen. Das schmale Buch ist ein Meisterwerk, im Schaffen Handkes wie im grösseren Zusammenhang deutscher Gegenwartsliteratur eine herausragende Leistung.

Anton Krättli

¹Peter Handke, *Die linkshändige Frau*, Erzählung, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1976.

LITERATURWISSENSCHAFT IN DER METHODENDISKUSSION

Hinweis auf einige neuere Publikationen

«Das Bekenntnis zum Pluralismus in der Wissenschaft, diese denkwürdige Negation des alten <Scivias!>, ist nicht zuletzt auch das Produkt einer unübersichtlich gewordenen wissenschaftlichen Betriebsamkeit, die den Einzelnen zur Konkurrenz und Innovation in der Ungewissheit zwingt, entstehende Schwerpunkte und Reputationsverlagerungen im Umkreis seines Arbeitsvorhabens richtig und rechtzeitig zu erkennen¹...» Es ist kein Zufall, dass man diese kritische – und selbstkritische – Feststellung in einem jener Sammelbände liest, die, mehr oder weniger überzeugend motiviert und in der Zusammenstellung doch immer heterogen wirkend, durch die Vielfalt der theoretischen Gesichtspunkte und praktischen Anwendungen

diesen Pluralismus bezeugen. Denn von einem irgendwie gearteten linearen Fortschritt oder auch nur einer eindeutig überschaubaren Entwicklung «der» Wissenschaft lässt sich auch in Literaturhistorie und -kritik längst nicht mehr sprechen, sondern nur mehr von – vielfach unvereinbaren – Positionen, im besseren Fall von Tendenzen und Trends, im weniger guten von Moden, in deren Wind so manches wissenschaftliche Mäntelchen munter mitflattert. Zum Pluralismus gesellt sich die Opportunität, die keineswegs immer Opportunismus bedeuten muss, sondern eher Zweckmässigkeit der Mittel und Methoden im Hinblick auf ein bestimmtes Ziel, in unserem Fall auf das, was wir im literarischen Text hören wol-

len, was wir ihm abfordern, von ihm erwarten – und auch das, gerade das kann sehr verschieden sein.

Der zitierte Passus von Eberhard Lämmert steht in dem *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft* überschriebenen Band, der die Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972 enthält, auf nahezu siebenhundert Seiten, in zehn «Sektionen» und einen Anhang «Zur Situation des Faches» gegliedert, ein umfassendes Panorama zeitgenössischer Forschungsmethoden. Walter Müller-Seidel konstatiert einleitend: «Der Stuttgarter Kongressbericht fällt durch seine Uneinheitlichkeit auf.» Immerhin: der – gar nicht so selbstverständliche – gemeinsame Nenner ist wenigstens durch die allen Beiträgen gemeinsame Sprache und den gemeinsamen Gegenstand – deutschsprachige Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart – gegeben. Die traditionell «nationalliterarische» Grenzziehung wird respektiert, so sehr allgemeine methodische Überlegungen in das «germanistische» Fachgespräch hineinspielen. Im übrigen ist das Spektrum tatsächlich sehr breit; es situiert sich etwa zwischen philologischer Faktenforschung und dem, was Friedrich Sengle die «existentialistische Überbetonung der Gegenwart» nennt, wobei «existentialistisch» öfter durch «marxistisch» ersetzt werden kann. Der Band bezeugt in seiner Gesamtheit aber doch noch einiges mehr. Zunächst das Interesse an der theoretischen Diskussion, am Ausarbeiten von «Modellen» überhaupt, und im Zusammenhang damit das schon oft beobachtete Zurücktreten der in der Germanistik früher dominierenden «Kunst der Interpretation». Zweitens die im Titel formulierte neue Hinwendung zur Geschichte, die freilich

mit der alten «Geistesgeschichte» nicht mehr identisch ist. Und drittens die Aufmerksamkeit, die dem Phänomen der Lektüre, der Aufnahme von Literatur, also der Rezeption gewidmet wird. Die beiden einführenden Essays von Rudolf Vierhaus und Victor Lange zeigen mit beispielhafter Deutlichkeit, aus welcher Richtung der methodologische Wind derzeit weht: Erkenntnis der «Krise des historischen Bewusstseins» (und ihre mögliche Überwindung), «Interesse am Leser».

Dass in dieser doppelten Perspektive – Historizität und Rezeptionstheorie – kein Gegensatz zu liegen braucht, mindestens kein prinzipieller, sondern höchstens ein gradueller, wird im Hinblick auf Arbeiten der sogenannten «Konstanzer Schule» klar, wie sie neuerdings im Band *Rezeptionsästhetik*, in einen theoretischen und einen praktischen Teil geordnet, vorliegen². Der zeitgenössische Kritikernamen, der in dem germanistischen Kongressbericht vermutlich am häufigsten vorkommt, ist Hans Robert Jauss (als «Romanist», wie auch sein Kollege, der «Anglist» Wolfgang Iser, in Stuttgart selber nicht anwesend). Mehr als die Hälfte der Beiträge des Rezeptions-Sammelbandes stammen von Jauss und Iser, darunter die international bekannte Antrittsvorlesung des ersteren, «Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft» (1967). «Rezeptionsästhetik» ist seither für viele fast ein Zauberwort geworden, und die von Jauss damals formulierten sieben Thesen, in denen «die literarische Erfahrung des Lesers» als «Erwartungshorizont» in den Prozess von Kreation und Rezeption eingesetzt wird, haben ein methodologisches Gespräch ausgelöst, das immer weitere Kreise zieht.

Ein Beispiel unter anderen: in Paris erscheint seit kurzem unter dem Titel *Oeuvres et critiques* bereits eine eigene Zeitschrift, die sich mit der «étude des différents aspects de la réception critique des œuvres littéraires, et de leur confrontation avec leurs lecteurs» befasst³. Die Faszination, die von dem neuen theoretischen Ansatz ausgeht, liegt nicht nur in der von Jauss proklamierten wiedergefundenen Geschichtlichkeit, sondern auch darin, dass die Rezeptionsästhetik die hermeneutische Frage nach dem «Sinn» des Textes nicht einer ausserliterarischen Geschichtlichkeit opfert, sondern in die Frage-Antwort-Beziehung einbaut; dass sich, mit andern Worten, so etwas wie eine Synthese von Historizität und Ästhetik und damit die Möglichkeit einer ganzheitlichen Literaturbetrachtung abzeichnet.

In den praktischen Anwendungen seiner Theorie arbeitet Jauss vorwiegend mit französischen und deutschen Werken (Goethe und Racine; Schlegel, Schiller und die *Querelle des anciens et des modernes*; Heine, Hugo und Stendhal usw.), er geht also, seinen eigenen Ausfällen gegen die «komparatistische Schulrichtung» zum Trotz, komparatistisch vor. Als deutschsprachiger Romanist und als Vertreter einer «Reformuniversität», die sich nicht an die alten «nationalliterarischen» Fächereinteilungen hält, nimmt er fast selbstverständlich eine interdisziplinäre Stellung ein. Eine solche Selbstverständlichkeit ist jedoch, aufs Ganze gesehen, erst in Ansätzen verwirklicht, in Frankreich noch weniger als in der Bundesrepublik oder in der Schweiz, und aus der Notwendigkeit zur Entwicklung derartiger Ansätze bezieht die vergleichende Literaturwissenschaft

eine ihrer entscheidenden *raison d'être*. Über das, was Komparatistik ist, was sie will und kann (und was sie nicht kann!) geben zahlreiche neuere Handbücher und «Einführungen» Auskunft. Das zurzeit jüngste Kind dieser Familie kommt aus den USA, wo die «comparative literature» an fast allen Universitäten und manchen Colleges intensiv betrieben wird⁴. Der aus der Schweiz stammende François Jost expliziert in seinem Buch mit einem eindrücklichen Aufwand an literaturhistorischen Rückbezügen und Querverweisen Herkunft und Wesen der Disziplin sowie die vier hauptsächlichen Forschungszweige, in denen seit einem Jahrhundert komparatistisch gearbeitet wird: Einfluss- und Analogiestudien, Epochenstudien, Gattungsgeschichte und -ästhetik, Thematologie. Zu jedem Kapitel gibt er in Essayform mehrere Beispiele, etwa Rousseaus Wirkung auf die amerikanische Geisteswelt oder die Geschichte des Sonetts in der europäischen Literatur. Man lernt bei der Lektüre dieser *Introduction* eine Menge; ob man Josts enthusiastischem Plädoyer für eine Komparatistik als literarische «Superwissenschaft» beistimmt oder nicht, ist eine andere Frage.

Das Selbstverständnis der Komparatistik als einer nicht nur «vergleichenden», sondern auch «allgemeinen» Literaturwissenschaft erscheint bei Jost ungebrochen, frei von methodischen Zweifeln. Damit wird der tatsächlichen Situation kaum Rechnung getragen. Am diesjährigen Kongress der *Association internationale de Littérature comparée* in Budapest (12.–17. August) standen bezeichnenderweise methodische Überlegungen im Zentrum des Gesprächs. Immer wieder wurde nach dem

Verhältnis der Komparatistik zur Geschichte, Soziologie, zu Strukturalismus, Stilistik und Semiotik gefragt, und auch das Thema Rezeptionsästhetik hat man oft angeschlagen. Kein Wunder, muss doch gerade die Komparatistik, die sich seit jeher mit der Rezeptionsgeschichte literarischer Werke jenseits der nationalen und sprachlichen Grenzen befasst, und deren «Ahnherr» Fernand Baldensperger schon vor dem Ersten Weltkrieg die «Appellfunktion» (*rôle d'appelleur*) der Literatur hervorgehoben hat, sich in ihren ureigensten Belangen angesprochen fühlen.

Dass der Anspruch, woher er auch komme, eine Antwort verlangt, und dass eine solche nicht ohne Revision der etablierten methodischen Positionen möglich ist, wurde nicht erst in Budapest deutlich. Bereits 1958 konfrontierte René Wellek, selber Komparatist, die traditionelle Einflussforschung mit den Forderungen des *new criticism*. In der Zwischenzeit hat die Disziplin einen weiten Weg gemacht. Am Kongress von 1970 in Bordeaux stand, nicht zuletzt dank den von Robert Escarpit vermittelten Impulsen, das problematische Verhältnis von Literatur und Gesellschaft im Mittelpunkt. Die Kongressakten (*Actes du VI^e Congrès de l'Association internationale de Littérature comparée*) liegen jetzt in einem massiven, enggedruckten Band von achthundert Seiten vor, ein in jeder Hinsicht imposantes Gegenstück zu dem eingangs besprochenen Stuttgarter Kongressbericht⁵. Im Vergleich zu diesem springt der internationale Charakter der *Actes* unmittelbar ins Auge: die etwa hundertfünfzig Beiträge sind teils französisch, teils englisch redigiert (ausnahmsweise auch russisch

und deutsch), und wenn sich die Germanisten fast ausschliesslich aus der Bundesrepublik rekrutieren, so fällt bei den Komparatisten die Vielzahl der Osteuropäer auf: Rumänien, Ungarn, DDR, Tschechoslowakei, Bulgarien, Polen sind neben den Staaten Westeuropas und Nordamerikas mit zahlreichen und zumeist auch guten Arbeiten vertreten. Mindestens in dieser Beziehung erfüllt die Komparatistik als Podium der internationalen Diskussion die Aufgabe, die sie sich selber gestellt hat, nach Kräften, und dies allein ist in einer politisch und ideologisch aufgesplitterten Welt nicht zu unterschätzen. Und wenn man bei den in Stuttgart versammelten Germanisten oft genug die Stimme eines zwar theoretisch fundierten, aber gerade deshalb abstrakten und spekulativen Marxismus vernimmt, so zeigen viele der in Bordeaux gesprochenen Beiträge für einmal höchst konkret, was es heisst, seine Gedanken innerhalb eines vorgegebenen, mehr oder weniger staatsoffiziellen Schemas von Literatur und Gesellschaft zu artikulieren. Das ist gewiss nicht die einzige Lehre, die man aus der Lektüre des komplexen Bandes ziehen kann, aber es ist auch nicht die geringste. Ob man, wie Wellek, angesichts der – scheinbaren oder tatsächlichen – Unvereinbarkeit von Geschichte (das heisst auch: Politik, Gesellschaft) und Ästhetik vom «fall of literary history» redet, ob man im Gegenteil mit Escarpit zum Verständnis des Textes eine «étude circonstancielle serrée de tout ce qui n'est pas le texte» fordert, oder ob man jenseits der beiden extremen Standpunkte nach einem Dritten Ausschau hält, muss jeder, der über Literatur schreibt, mit sich selber ausmachen. Es bleibt das

Verdienst von solchen Kongressberichten, nicht nur die Tendenzen zu zeigen, sondern auch die Antagonismen zu dokumentieren.

Manfred Gsteiger

¹Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972. In Verbindung mit Hans Fromm und Karl Richter hrsg. von Walter Müller-Seidel. München: Wilhelm Finck Verlag 1974, S. 668. – ²Rainer Warning, Hrsg.: Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis. Mün-

chen: Wilhelm Finck Verlag 1975 (Uni-Taschenbücher 303). – ³Oeuvres et critiques. Revue internationale d'étude de la réception des œuvres littéraires de langue française. Directeur de publication: Wolfgang Leiner. Paris: Jean-Michel Place, éditeur. – ⁴François Jost: Introduction to Comparative Literature. Indianapolis and New York: Pegasus/Bobbs-Merrill Comp. 1974. – ⁵Actes du VIe Congrès de l'Association internationale de Littérature comparée/Proceedings of the 6th Congress of the International Comparative Literature Association. Stuttgart: Verlag Kunst und Wissen, Erich Bieber 1975.

HINWEISE

Information in der Sowjetunion

Laszlo Révész vermittelt in seiner Studie «Recht und Willkür in der Sowjetunion. Eine presserechtliche und pressepolitische Untersuchung» einen Überblick über das sowjetische Presse- und Informationswesen. Er geht davon aus, dass eine Zensur sämtlicher Bücher, Zeitschriften, Radio- und TV-Sendungen und anderer Publikationen in der Sowjetunion selbstverständlich ist. Darin liegt eine der wesentlichen Grundlagen des geistigen und Meinungsbildungsmonopols der Partei und damit eine der wichtigsten Voraussetzungen ihrer faktischen Machtposition im sowjetischen Herrschaftssystem. In diesem Land ist der Staat der einzige Buch- und Zeitschriftenverleger, der einzige Inhaber des Senderechts, der alleinige Herr des Film- und Theaterwesens. Das Presse-monopol wird auch durch die Zentralisierung des gesamten Presse- und Infor-

mationswesens garantiert, wodurch jedes Presseergebnis einer mehrfachen (Partei- und Staats-)Kontrolle untersteht. Révész weist sowohl auf die organisatorischen Rahmen der Presse- und Informationspolitik als auch auf die ideologisch-politischen Prinzipien der Journalistik hin und zeigt die Stellung des Journalisten innerhalb des Systems auf. Er hofft, dass die bestehenden Informationsschranken in Osteuropa von deren Regimes abgebaut werden. Doch signalisieren die Ausweisungen von Journalisten und Presseschikanen eine härtere Gangart des Ostens in der ideellen Auseinandersetzung zwischen Kommunismus und freiheitlicher Gesellschaft, die den Geist von Helsinki nicht einmal um Stunden überlebt hat.

In der UdSSR wird jede dem Kreml nicht angenehme Information als «Einmischung» und «friedensfeindliche Propaganda» verboten. Der erleichterte Zugang zu Informationen ist den Bür-

gern der osteuropäischen Regimes nach wie vor versagt. Was sie von ihren Zeitungen halten, hat ein Mitarbeiter des ungarischen Parteiorgans dem Rezensenten mal im Klartext gesagt: «In unserer Zeitung stimmt gar nichts, nur das Datum.» (Band 7 der Reihe des Instituts für Journalistik der Universität Freiburg/Schweiz.)

M. C.

Athen – ein handlicher Führer

In der Reihe der Artemis-Cicerone erscheint das Bändchen «Athen. Mit Delphi, Kap Sunion, Ägina, Daphni und Ossios Loukas» von *Günter Wachmeier*. Format und Ausführung machen es leicht, das kleine Buch selbst in leichter Ferienkleidung in die Tasche zu stecken. Es ist reich illustriert, klar gegliedert und enthält eine erstaunliche Fülle von Informationen. Besonders ausführlich sind die archäologischen Museen von Athen und Delphi behandelt. Dem Griechenland-Reisenden wird die Übersicht erleichtert. Er kann sich nicht nur vorbereiten, er kann an Ort und Stelle nachschlagen, was ihn interessiert. (Artemis-Verlag, Zürich.)

«Widerstand gegen Wetterhähne» – Lyrische Kürzel und andere Texte

Gertrud Fussenegger sagt zum Titel: «Ich glaube, dass die meisten der hier vereinigten Texte mit der Bezeichnung <Lyrische Kürzel> zutreffend beschrieben sind, denn lange Erfahrungen mit komplizierten Tatbeständen sind hier jeweils in wenige Zeilen eingekürzt: darum Kürzel; und da ihre Sprache

mehr als nur informell sein will: lyrische Kürzel.» Es sind nicht Gedichte, weil G. Fussenegger nur ein gelungenes Gedicht als Gedicht bezeichnet; sie braucht das Wort nicht als Gattungsbezeichnung, sondern als Qualitätssiegel. Hier spüren wir schon den ersten Widerstand gegen die wetterwendischen Hähne. Sehr eigenständig, sehr standhaft scheint die Meinung von G. Fussenegger zu sein. Sie ist akzeptabel, weil sie sich nicht blind gegen den Wind richtet, sondern nur unbesehen der Windrichtung ihre eigene Strasse verfolgt. Die Texte üben Kritik an der Entwicklung der Menschheit. Sie kritisieren Gedankenlosigkeit und Unempfindlichkeit. Doch steckt in aller Kritik eine tiefe Trauer. Das macht sie so menschlich, vielleicht auch so weitblickend. Zudem kommt sie aus christlichem Glauben. Das Leben ist nicht sinnlos, sondern es ist voller Hoffnung auf Vollendung. Daher ist Widerstand gegen Wetterhähne überhaupt möglich. Sehr schön dünkt mich folgender Kürzel:

*«Kleines Paar
Winterabend
du und ich
ohne Bleibe
Dass du mich kennst
ist mein Kleid
dass du mich nennst
ist mein Zelt
Bette mich tief
tiefer in deine Geduld.»*

Geduld braucht es, um einen Kürzel zu machen, um die langjährigen Erfahrungen ausreifen zu lassen, bis sie in einem Sämlein Platz haben (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).

Dorothea Salvini